

# Volksrecht

für Schlesien

mit den wöchentlichen Beilagen: „Unterhaltung“, „Rundfunk“, „Sozialistische Literatur-Rundschau“, „Für die Frauen“, „Arbeiter-Sportbewegung“ und der monatlichen Beilage „Junge Kämpfer“

**Bezugspreis:** Die „Volksrecht“ erscheint wöchentlich 6 mal und ist durch die Haupt-Expedition: Blümlerstraße 4/6, durch die Buchhandlungen der „Volksrecht“, Neue Gartenstraße Nr. 5 und Neue Poststraße 11, sowie durch alle Anzeiger zu beziehen. — Bezugspreis im Voraus zu entrichten: monatlich 0.42 Rmt. + 6 Pf. Trägertlohn + 0.50 Rmt. wozu zu entrichten: 1.75 Rmt. + 35 Pf. Trägertlohn + 2.10 Rmt. Durch die Post einschl. Zustellungsgebühren 2.46 Rmt.

## Organ für die werktätige Bevölkerung

Verlageort und Hauptgeschäftsstelle Breslau 2  
Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle 217 32, Redaktion 217 35  
Postfach-Konto: Postfach-Numm. Breslau Nr. 5852.  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Fil. Breslau

**Anzeigenpreis:** Je 100 Meter für geschäftliche Anzeigen aus Schlesien 70 Pf. Stellenangebote 10 Pf., Familienanzeigen, Stellenangebote, Verlobungs- und Wohnungs-Anzeigen 10 Pf. Kleine Anzeigen pro Wort 3 Pf., das letzte Wort 4 Pf. Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis zum 11 Uhr (des Tages vorher) in der Haupt-Expedition für die nächste Nummer 4/6 oder in den Zweigstellen abgegeben werden.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt

# Kein Panzerkreuzer-Volksentscheid

## Der Parteiausschuss gegen die kommunistische Demagogie

Der Parteiausschuss der S.P.D. nahm am Dienstag nach einem Referat des Parteivorstehenden Otto Wels und einer zweistündigen Diskussion folgende Entschliessung einstimmig an:

„Der von den Kommunisten eingeleitete Volksentscheid ist nicht geeignet, die Streitfrage des Panzerschiffbaues zur Entscheidung zu bringen. Die Kommunisten erheben mit ihrem Volksbegehren eingehendermaßen auch gar nicht die Behinderung des Panzerschiffbaues. Sie erblicken in ihm nur eine Gelegenheit, die Sozialdemokratische Partei zu verleumden und zu beschimpfen. Für die Parteigenossen ergibt sich daraus von selbst die Pflicht, dieser gegen die Sozialdemokratische Partei gerichteten Aktion auf das entschiedenste entgegenzutreten.“

Außerdem verabschiedete der Parteiausschuss noch folgende Entschliessung:

„Der Parteiausschuss stellt die einmütige Ablehnung des Panzerkreuzerbaues durch die Partei fest. Er erwartet vor der Verabschiedung des Reichsetats für das Jahr 1929 die grundsätzliche Stellungnahme zum Wehrproblem durch den rechtzeitig einzuberufenden Reichstag. Der Parteivorstand wird ersucht, diese Klärung durch Einberufung einer Programmkommission vorzubereiten, die dem Parteitag Bericht zu erstatten hat.“

Die Beschlüsse des Parteiausschusses sind — wie ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient — einstimmig gefasst worden. Die Hoffnungen der Gegner der Sozialdemokratie von links und rechts, daß die Panzerkreuzerangelegenheit die Geslossenheit der Partei zerstören werde, sind müßig. Der Sozialdemokratische Parteiausschuss spiegelt die Stimmung der Parteioptionen im Lande wider. Diese Stimmung ist einheitlich und geschlossen: Fest zur Partei, nun erst recht Arbeit für die Partei!

Es ist kein Geheimnis, daß große Parteiorganisationen, namentlich in Sachen, in der ersten Aufwallung die Teilnahme an dem von den Kommunisten eingeleiteten Volksbegehren ins Auge gefaßt haben. Daß sie davon abgekommen sind, daß die Beschlüsse des Parteiausschusses einstimmig gefasst worden sind, ist nicht das Ergebnis einer nächsten Prüfung der tatsächlichen Erfolgsmöglichkeiten eines solchen Volksbegehrens, es ist der Erkenntnis zuzuschreiben, daß das kommunistische Volksbegehren, weit entfernt davon, eine sachliche Entscheidung herbeiführen zu wollen, nur eine großzügige Verleumdungskampagne gegen die Sozialdemokratie darstellt.

Nach ehe dieses Volksbegehren eigentlich in Gang gekommen ist, hat sich in der kommunistischen Presse eine Schlammflut von Beleidigungen und Verleumdungen über die Sozialdemokratie ergossen. Die kommunistischen Drahtzieher haben in aller Öffentlichkeit höhnisch ausgesprochen, daß es ihnen nicht darauf ankomme, einen sachlichen Erfolg zu erzielen, sondern nur darauf, einen Keil zwischen die Sozialdemokratie und die Arbeiterschaft zu treiben. Sie wollen an die Instanzen appellieren und haben dabei ihre eigenen niederen Instanzen enthüllt, das Strohstüm und die Gewalttätigkeit gegen sozialdemokratische Arbeiter, die Begeisterung aller positiven Kreise der Sozialdemokratie, die Niedertrampelpung eines jeden praktischen Erfolges. Das kommunistische Volksbegehren ist Ausfluß einer plumpen und dummen Demagogie, die die sozialdemokratischen Arbeiter für Idioten hält, die mit kommunistischen Phrasen ihrer Partei entfremdet werden können.

Der Parteiausschuss, die Stimme der Organisationen im Lande, hat dem eine würdige und kräftige Antwort entgegengelegt. Die kommunistische Demagogie wird eine von den Kommunisten nicht die soziale Wirkung haben. Mit sprühender Entschlossenheit wird die sozialdemokratische Arbeiterschaft zum Gegenangriff übergehen. Die Kommunisten werden es empfinden, wenn sie den eigentlichen Kampf eröffnen. Keine Beteiligung am Volksbegehren, Kampf der kommunistischen Demagogie — das ist der Ruf des Parteiausschusses an die Arbeiterschaft.

Es ist die feste Pflicht der sozialdemokratischen Organisationen, die Frage des Panzerschiffbaues nicht auf das Niveau der demagogischen Rabauks und des öden Schlagwortes herunterzuführen zu lassen. In der Diskussion innerhalb der Partei ist

eindringlich auf die tieferen Ursachen der Panzerschifffrage hingewiesen worden. Der Mangel an prinzipieller Klarheit über die Stellung zum Wehrproblem im demokratischen Staat innerhalb der Sozialdemokratischen Partei, mangelnde Verständigung über das Problem, welche Konsequenzen aus der Wandlung des Wesens des Staates und demzufolge aus der veränderten Stellung der Sozialdemokratie zum Staate gezogen werden müssen. Diese Fragen bedürfen der ernstesten Prüfung; sie sind mit bequemen Schlagworten nicht zu lösen. Der Parteiausschuss hat unter Führung des Parteivorstandes den Weg gewiesen, auf dem diese Klärung geschaffen werden soll; zunächst ruhige Vorprüfung, dann Aussprache und Entscheidung auf dem nächsten ordentlichen Parteitag, der voraussichtlich in den ersten Monaten des nächsten Jahres in Magdeburg abgehalten wird. Ein wichtiges Stück der Selbstverständigung, der geistigen Bewältigung der großen neuen Aufgaben im staatlichen und gesellschaftlichen Leben nach der Revolution wird damit geleistet werden.

Die Beratungen des Parteiausschusses, die vom Geiste der Kameradschaftlichkeit und von einem tiefen Gefühl der Pflicht gegenüber der Partei und ihren Zielen getragen werden, zeigen den Parteifreunden im Lande, daß die Frage des Panzerschiffbaues und der damit verbundenen Probleme einstimmig im Geiste der Kameradschaftlichkeit und Verbundenheit aller Beteiligten mit der Partei entschieden werden sollen.

## Zentrum und Panzerkreuzer

Der badische Reichstagsabgeordnete des Zentrums, Dr. F. H. Z., veröffentlichte kürzlich einen Artikel, in dem es hieß, daß die personelle Zusammenfassung der Zentrumsfraktion des Reichstages nach den Wahlen eine andere sei als vorher und sich die gesamte Zentrumsfraktion sicher damit einverstanden erklärt haben würde, wenn der Antrag zum Bau des Panzerkreuzers A nicht erteilt worden wäre. Diese Feststellungen haben in der deutschen Öffentlichkeit berechtigtes Interesse erregt und bildeten schon deshalb den Gegenstand längerer Auseinandersetzungen in der anläßlich des Katholikentages nach Magdeburg zusammenberufenen Reichstagsfraktion des Zentrums. Die Mitteilung über den Artikel erwies sich als so groß, daß F. H. Z. dringend aufgefordert wurde, seine Feststellungen zu widerrufen. Das Zentrum wird auch die weiteren Raten für den Panzerkreuzer A bewilligen.

F. H. Z. hat dem erwarteten Widerruf inzwischen entsprochen. Auf einer Bezirkskonferenz des Zentrums in Siedingen gab er die Erklärung ab, daß sein Artikel mißverstanden worden sei und einen ganz anderen Sinn gehabt habe, als es hingestellt worden wäre. Auf einmal! Warum hat Herr F. H. Z. dem nicht sofort, sondern erst nach einem starken Druck seiner Fraktion etwas von sich hören lassen? Uns scheint, daß bei ihm insofern ein Mißverständnis vorliegt, als seine — von der Zentrumsfraktion des Reichstages entschieden mißbilligten — Hoffnungen, den sozialistischen Reichsministern durch seinen Artikel Schwierigkeiten zu machen, nicht in Erfüllung gegangen sind.

## Hakenkreuzler als tanzende Kavaliere

Eine Horde von Hakenkreuzlern hat in Düsseldorf vier jüdische Damen und Herren schwer mißhandelt. Die besondere Gemeinheit der Hakenkreuzstrafe bestand darin, daß sie in einer Wirtschaft zunächst mit den Damen tanzten, dann aber über sie herfielen und sie verprügelten. Sie wollten „die Juden einmal das Laufen lehren“ und „einem Juden einmal die Presse polieren“ — was sie so besorgten, daß das Gericht, dem sie zugeführt wurden, ihre Taten als „brutal, feige und gemein“ bezeichnete. Trotzdem wurden ihnen mit dernde Umstände zugestanden; sie kamen mit 200 Mark Geldstrafe davon. Die milderen Umstände bestanden darin, daß das Gericht annahm, daß es sich um eine Tat aus politischen Motiven handle, die im Hinblick auf die Amnestie „in mildernderem Licht zu sehen“ sei.

Das ist ein offenkundiger Mißbrauch der Amnestie, ein Freibrief für jede Gemeinheit und feige Brutalität. Dieses Gerichtsurteil verfehrt den Sinn der Amnestie in kein Gegenteil. Sie soll einen Schlussstrich ziehen unter das, was geschehen ist, aber nicht für die Zukunft eine laze Rechtsauffassung gegenüber dem politischen Banditentum einleiten. Es ist nötig, daß dieses Urteil und diese milderen Umstände in weiterer Instanz nachgeprüft werden.

## Der Werwolf von Bitumen

Wien, 11. September. (Eigener Drahtbericht.) In der P. O. M. I. (P. O. M. I.) drängen Mitglieder der „Vereinigten Organisation des eisernen Volkes“ in einen jüdischen Tempel ein und überfielen die Betenden; 60 Juden wurden schwer verletzt. In Schulen wurden 20 Juden auf der Straße überfallen und durch Schläge und Messerhiebe ebenfalls schwer verletzt. In beiden Fällen nahm die Polizei keine Veranlassung einzuschreiten.

## Katholische Aktion

(Ein Nachwort zum Magdeburger Katholikentag)

Auf dem Magdeburger Katholikentag, der am Sonntag seinen Abschluß gefunden hat, stand die sogenannte „katholische Aktion“ im Vordergrund fast aller Erörterungen. Schon seit längerer Zeit spielt dies Schlagwort in den Erörterungen der Zentrumspresse eine große Rolle, so daß die republikanische Öffentlichkeit u. a. alle Veranlassung hat, ihre Aufmerksamkeit auf jene Vorgänge zu richten, die sich um den Begriff „katholische Aktion“ gruppieren.

Der Ruf nach dieser Aktion ging vom Papste aus, der vor Monaten bereits in einem Rundschreiben die Katholiken der ganzen Welt zur größeren Aktivität aufforderte und dafür plädierte, daß Priester und Volk sich enger zwecks Geltungsmachung der christlichen Grundsätze im öffentlichen Leben zusammenschließen sollten. Auf dem Magdeburger Katholikentag hat der Nuntius Macelli eine solche Aktion auch für Deutschland gefordert und die Tagung hat diesem Verlangen zugestimmt und beschlossen, „sich den hochwürdigsten Bischöfen für die „katholische Aktion“ zur Verfügung zu stellen“.

Es handelt sich hier zunächst um eine geistig-religiöse Bewegung, die, so lange sie sich auf das Gebiet der Kirche beschränkt, wenig Anspruch auf Beachtung erheben könnte. Schließlich kann es uns gleich sein, ob die Pfarrer vor leeren oder halbgefüllten Kirchen ihre Predigten halten. In die Sphäre des Religiösen müssen wir uns nicht einmischen. Aber der Bonifertianismus, der von der „katholischen Aktion“ erregt wird, bildet den Grundstock einer starken Partei, des Zentrums. Zwischen ihm und den kirchlichen Organisationen laufen die Fäden hin und her. Deshalb bleibt auch die Politik des Zentrums nicht unberührt von dem Wirken der „katholischen Aktion“, und insofern besteht Grund genug, die gesamten Vorgänge schärfer ins Auge zu fassen.

Ob die Zentrumsführer selbst von dieser Aktion und jener Auslegung, die man ihr in Magdeburg gegeben hat, sehr erbaud sind, kann man zunächst bezweifeln, denn es ist voranzusehen, daß diese „katholische Aktion“ das Sammelbecken für die reaktionären Kreise werden wird, die ihren Einfluß in der Zentrumspartei selbst nicht genügend gewahrt glauben. Die Leitung des Zentrums hat es in letzter Zeit zweifellos verstanden, den Adel und seinen reaktionären Anhang in der Politik weniger äusserlich zurückzudrängen. Die Kreise um Papen, Löwenstein, Praxma wittern aber jetzt Morgenluft. Von der religiösen Welle, die von der „katholischen Aktion“ ausgeht, wollen sie sich emportragen lassen, um größeren, wenn möglich maßgebenden politischen Einfluß zu erlangen. Hier bietet sich ihnen Gelegenheit, unter dem religiösen Deckmantel, den gerade sie so gut zu tragen verstehen, sich durch Hintertüren in die Politik einzuschleichen. Haben sie erst einmal in der neuen religiösen Bewegung der „katholischen Aktion“ Fuß gefaßt, dann wird es der Zentrumsführung auf die Dauer sehr schwer werden, dem von hier ausgehenden Druck standzuhalten. Die Männer der „katholischen Aktion“ werden sich ohne Zweifel als die Hüter der reinen Lehre aufspielen. Sie haben — man täusche sich nicht — an Bischöfen und Klerus einen starken Rückhalt und werden sich bald kräftig genug fühlen, um der Zentrumspolitik die Wege vorzuschreiben. Eine starke Verklerikalisierung der Zentrumspartei wird die Folge der „katholischen Aktion“ werden. Unter Berufung auf Bischöfe und Päpste, deren Rundschreiben die Grafen und Fürsten ausgezeichnet zu vermerken verstehen, werden die Macher der „katholischen Aktion“ in Deutschland der Zentrumspartei schon auseinandersetzen, was richtige „katholische Politik“ ist. In die Praxis übertragen, wird der konservative Flügel im katholischen Volksteil dahin wirken, daß das Zentrum eine ihren Wünschen entsprechende Politik treibt. Das Ziel ist der Bürgerblock und die bürgerliche Einheitsfront gegen den „glaubensfeindlichen Marxismus“. Die Masse des katholischen Volkes sieht zwar die letzten Hintergründe dieser ganzen Bewegung noch nicht klar. Sie glaubt an die rein religiösen Ziele, die die Führer ihr zeigen. Sie weiß noch nicht, wie sie politisch zu gebrauchen wird.

Die nächsten Folgen der „katholischen Aktion“ dürften Auseinandersetzungen in der Zentrumspartei sein, Auseinandersetzungen, die vielleicht weniger an die Öffentlichkeit dringen, dafür aber



# Rheinlandsbesprechungen in Gen

Genf, 12. September. (Eigener Funkbericht.)

Am Dienstag Nachmittag fand zwischen den Hauptdelegierten Deutschlands, Frankreichs, Englands, Belgiens und Japans die angekündigte Besprechung über das Rheinlandproblem statt. Die Sitzung dauerte 2 1/2 Stunden. Ueber ihren Verlauf wird folgendes gemeinsam vereinbartes Kommuniqué herausgegeben:

„Am Dienstag Nachmittag fand in der in Aussicht genommenen gemeinsamen Besprechung über die Rheinlandräumung ein Meinungsaustrausch statt, der am nächsten Donnerstag, vormittags 10 Uhr, seine Fortsetzung findet.“

Ergänzend ist hierzu zu bemerken, daß Deutschland und die Besatzungsmächte im Verlauf der Verhandlungen in eingehender Weise ihre beiderseitigen Standpunkte zum Räumungsproblem darlegten. Der deutsche Rechtsstandpunkt ergibt sich aus dem Artikel 431 des Versailler Vertrages. In ihm heißt es, daß die Besatzungsmächte bei pünktlicher Erfüllung der Vertragsverpflichtungen durch Deutschland die besetzten Gebiete früher räumen würden, als es an sich vorgehen ist. Die Gegenseite erkennt diesen Standpunkt bis heute nicht an. Während der moralische Anspruch, auf den sich Deutschland beruft, nach wie vor mit der Frage der Gegenleistung beantwortet wird. Man verlangt von der deutschen Regierung Vorschläge. Da sowohl das Reichskabinett und die deutsche Delegation in Genf daran festhalten, daß eine Verbindung zwischen der Besatzungs- und Reparationsfrage nicht besteht, ist es natürlich nicht leicht, diesen Gegenstand zu überbrücken. Auch am Dienstag ist das nicht gelungen. Inzwischen werden die einzelnen Delegierten nochmals Rücksprache mit ihren Regierungen nehmen. Der belgische Außenminister, der gestern nach Straßburg gereist ist, wird Ende der Woche zurückkehren. Er dürfte bis dahin durch den früheren belgischen Botschafter in London vertreten werden. Briand reist Freitag ab, so daß er an der

zweiten für Donnerstag vorgesehenen gemeinsamen Besprechung noch teilnehmen wird.

Die anfängliche Mißstimmung gegen Briand hat sich zwischen merklich gelegt. Das ist vor allem auf Erklärungen zurückzuführen, die der französische Außenminister am Dienstag dem deutschen Delegierten Dr. Brechtigheim gegenüber gemacht hat. Briand empfing Dr. Brechtigheim als Parteifreund Hermann Müllers und versicherte ihm ausdrücklich, daß er misverstanden worden sei, wenn man aus seiner Rede irgendwelche Anlässe oder ein Mißtrauen gegen die Reichsregierung herausgehäut hätte, die am allerwenigsten gegen die gegenwärtige Regierung begründet wäre.

Zunehmend benutzte Reichskanzler Müller das „Verständnis“ am Dienstag in den späten Abendstunden zu einer Ausführungen vor etwa 200 Vertretern der internationalen Presse. Müller betonte, daß er mit Stresemann trotz seiner Zugehörigkeit zu einer ganz anderen Partei in den außenpolitischen Zielen fast immer einig gewesen sei und die Sozialdemokratie auch in der Opposition die außenpolitische Linie Stresemanns unterstützt hätte. Er habe nicht als Parteimann, sondern als Chef der gegenwärtigen Regierung gesprochen. Als Sozialdemokrat würde er seine Rede noch schärfer formuliert haben. Der deutsche Standpunkt zur Abrüstungsfrage sei kein Verhandlungsstandpunkt. Das gehe schon daraus hervor, daß sich deutschen Vertreter in der Abrüstungskommission stets mit unerschütterlicher Festigkeit einverstanden erklärt hätten. Aber man müsse immer wieder daran erinnern, daß der Friedensvertrag das Versprechen der allgemeinen Einschränkung der Rüstungen enthalte, die eine Folge der deutschen Abrüstung sein sollte. Die Versprechen sei nicht nur Deutschland und der anderen besiegten Staaten des Weltkrieges, sondern allen Völkern der Welt gegeben worden.

## Abschluß der Genfer Generaldebatte

Genf, 11. September. (Eigener Drahtbericht.) Die Vollversammlung des Völkerbundes schloß am Dienstag vormittag die Generaldebatte ab. Der Delegierte der Tschechoslowakei ging im Verlauf seiner Ausführungen sofort auf die Minderheitenfrage los und verfuhr nachzuweisen, daß der Völkerbund zur Errichtung einer unabhängigen Minderheitenkommission, zu der zwar bisher kein formeller Antrag vorliegt, der aber von verschiedenen Ländern als notwendig anerkannt wurde, weder das Recht noch die Pflicht habe. Die Minderheitenschutzverträge seien auf Grund der Friedensverträge zwischen einzelnen Staaten abgeschlossen worden, und der Völkerbund habe infolgedessen nicht das Recht, Erweiterungen oder Abänderungen an ihnen vorzunehmen. Ohne ein einziges seiner Argumente logisch durchzuführen, beschloß er mit einer Verbeugung gegen Briand, „den großen Apostel des Friedens“, wie dieser die Minderheitenfrage als eine Gefahr für den Frieden, ohne allerdings ein Mittel gegen diese Gefahr zu nennen. Der Vertreter der Südafrikanischen Union, Smit, forderte alle zivilisierten Staaten — wobei er wohl hauptsächlich an die Mandatsinhaber dachte — auf, zu verhindern, daß bisher friedliche Kassen die Methoden moderner Kriegsführung kennen lernen. Wenn, sagte er nicht ohne Bitterkeit, Eingeborene überhaupt etwas von moderner Kriegsführung wissen, so haben sie das den zivilisierten Völkern zu danken. In Wahrheit tragen sie nicht das geringste Verlangen nach diesen Fähigkeiten, die gewisse Leute für eine Notwendigkeit der Zivilisation halten, und sie sind darum nur glücklicher Südafrika werde mit Freude an einer Abrüstungskonferenz teilnehmen.

Den Höhepunkt des Vormittags bildete die Rede des Engländers Lord Cusheburn. Bei föhlicher Anerkennung des Standpunktes des Reichskanzlers Müller konnte er nichts anderes tun, als die Erfolglosigkeit der Abrüstungsverhandlungen mit äußeren Schwierigkeiten zu entschuldigen. Praktische Einzelfragen dieser Art seien nicht so schnell zu lösen, zumal der Artikel 8 des Völkerbundespaktes jedem Staate die Befähigung der mit seiner Sicherheit verträglichen Rüstungen freilasse. Bei der starken Tradition und den Sonderinteressen der einzelnen Staaten wäre es ein Wunder, wenn sich nicht so starke Meinungsverschiedenheiten in der Abrüstungsfrage gezeigt hätten. Trotzdem sei es Tatsache, daß die einzelnen Staaten unabhängig voneinander die Abrüstung schon in hohem Maße verwirklicht hätten — eine Tatsache, die er für England durch kritische Veraleichungen zwischen der Größe seiner Kriegsmarine zu Beginn des Weltkrieges und im Januar 1928 zu bemessen verfuhrte. Auch das Meer und die Luftflotte seien vermindert worden, „wenn auch nicht in so dramatischer Weise“. Flugzeuge und Gas aber hielten die Friedensindustrie, deren Entwicklung keinesfalls verhindert werden dürfe. Die britische Regierung sei nach wie vor bereit, den Artikel 8 nicht nur dem Buchstaben, sondern auch seinem Geiste nach zu erfüllen. Lord Cusheburn betonte ausdrücklich, daß das französische-englische Flottenabkommen nur dann in Kraft treten werde, wenn die anderen Mächte sich ihm anschließen. Durch den Seeloopakt werde das Jahr 1928 ein Wendepunkt in der Weltgeschichte bedeuten, denn mit ihm beginne das goldene Zeitalter, in dem die Waffen zu Werkzeu gen des Friedens werden.

Am Schluß der Generaldebatte dankte Versailles für seine Wahl in den Rat. Bemerkenswert war den sonstigen Ausführungen

des perischen Delegierten war keine Anfündigung, daß sein Land zwar den Kelloggspakt unterschreiben werde, aber in bezug auf die von anderen Staaten gemachten Vorbehalte — womit die englischen gemeint sein dürften — seinen Standpunkt in einem Kommentar zur Geltung bringen werde. Aus der Rede des Chinesen verdiente eine scharfe Abkürzung der Anacht, daß die panamerikanische Union in irgendeiner Weise eine Konkurrenz des Völkerbundes sein könne, beachtet zu werden.

## Pariser Stimmung zu Briands Rede

Paris, 11. September. (Eigener Drahtbericht.) Die erste Ueberrückung über die jüngste rednerische Leistung Briands in Genf hat sich inzwischen gelegt. Jetzt erst kann man den Schaden übersehen, den Briand mit seiner Entgegnung angerichtet hat. Es ist bezeichnend für die Stimmung selbst in den bürgerlichen Kreisen in Paris, wenn „Petit Parisien“ am Dienstag abend schreibt: „Trotz allem wird die Politik von Locarno und Thoiry fortgesetzt werden.“ Darin liegt das deutsche Geständnis, daß die Rede Briands sowohl überflüssig wie auch schädlich war. Sie hat — das läßt sich nicht leugnen — bei den französischen Sozialisten und in weichen Kreisen der Linken eine Enttäuschung hervorgerufen.

Der Abgeordnete Montigny, der Freund Cail্লাug, hat bereits in einem Schreiben an Briand eine Interpellation angekündigt über die Räumung des Rheinlandes und die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland im allgemeinen. Er verlangt zu wissen, ob sich die Haltung Frankreichs nach der Rede Briands geändert habe. Im übrigen habe Briands höchstes Beispiel — namentlich bei den französischen Chauvinisten — ungeschickliche Freude hervorgerufen. Alle bösen Gefühle gegenüber dem Erbfeind würden wieder aufbrechen.

Auch der „Temps“ gibt sich am Dienstag nicht in schadenfreudiger Ironie dem Vergnügen hin, den Reichskanzler Müller gegen den Außenminister Stresemann auszuspielen. Stresemann — schreibt er — ist nicht so plump und ungeschickt wie Müller gebandelt. Stresemann hätte sich nicht eine so scharfe Zurückweisung durch Briand nurwillig zugezogen.

Die nationalistische „Liberte“, die dieses Spiel fortzieht, erklärt, Müller und mit ihm die gesamte Sozialdemokratische Partei würden sich jetzt Rechenschaft ablegen über die juristischen Schwierigkeiten, die Stresemann zu überbrücken gehabt habe, um Deutschland den Weg zu erobern, den es im Völkerbund einnimmt und den Müller jetzt so schwer kompensiert habe. Alle Welt in der Völkerbundsversammlung habe bei derjenigen Stelle Briands lächelnden Gesichtes bemerkt, als er die Abwesenheit Stresemanns bedauerte, denn dann hätte sich der peinliche Zwist

zwischen Deutschland und Frankreich nicht ereignet. Müller jedenfalls schreie und sehr verkleinert nach Berlin zurück. In einigen Blättern kann man allerdings schon Enttäuschungsversuche feststellen, die das deutsche Geständnis in sich tragen, daß Briand wirklich zu weit gegangen ist. Aber trotz aller Beschwichtigungs- und Abchwächungsversuchen auch in Paris darüber niemand hinwegtäuschen, daß Briand der Sache des Friedens keinen Dienst geleistet hat. Das um so unverständlicher, als man auch aus einer Darstellung „Internationale“ erfahren kann, daß Briands Ausfall gegen Deutschland nur auf eine persönliche Verstimmung in Genf auf eine schlechte Laune zurückzuführen war. Briand hat — so schreibt das Blatt — den indirekten Vorwurf des Reichskanzlers Müller von der doppeldeutigen Politik schwer ertragen. Als nun aber der Vorwurf von der deutschen Presse aufgenommen und vergrößert worden sei, habe er die freizügigen Delegierten zusammenberufen und ihnen den Beschluß einer energiegelben Replik an die Adresse Deutschlands übermitteln lassen. Diese Replik sei trotz allem heftiger und schärfer ausgefallen, als man es selbst in der Umgebung Briands erwartet habe.

Paris, 12. September. (Eigener Funkbericht.)

Im Auftrag seiner Partei hat der sozialistische Abgeordnete Brade auf Grund der Rede Briands eine Interpellation in der Kammer angemeldet:

„Wir wollen doch einmal sehen,“ schreibt dazu der sozialistische „Populaire“, „ob wir nicht unsere angeblichen Friedensfreunde dazu bringen können, Farbe zu bekennen. Briand hat uns Genf ein erbarmliches Schauspiel aufgeführt, als es sich darum handelte, endlich zu Taten zu schreiten, hat er sich in der schamvollsten beschwerlichsten Weise seiner Pflicht entzogen. Müß die Frieden stören wolle er gern, aber er ist kein ernsthafter Diebhaber. Er ist schon einmal eine Omelette in Thoiry und tritt einen Worte in Locarno, aber wenn er nun in Genf ein Praktisches leisten soll, dann sagt er nein.“

Der offizielle „Petit Parisien“ erklärt heute, Briand sei sei am meisten überrascht gewesen von der Senation, die bei der Rede hervorgehoben hat und Bertinog ergänzt dieses Geständnis im „Echo de Paris“ dahin, daß Briand seine Heftigkeit soja bebauert habe.

Ueber die gestrige Konferenz in Genf weiß nur der „Petit Parisien“ nähere Einzelheiten mitzuteilen. Vor allem hätte Briand und Müller den Saal ihrer Zwistigkeiten geleert und sich nach gründlicher Aussprache wieder versöhnt. Dann habe Müller den offiziellen deutschen Standpunkt dargelegt und betont, daß Deutschland einen unbedingten Rechtsanspruch auf die sofortige Räumung des Rheinlandes habe, da es seine Verpflichtungen, entsprechend dem Artikel 431 des

## Der Seewolf.

Von Jack London.

55) (Nachdruck verboten.)

Dann mußte ein Boot hinaufgelassen werden. Dies war keine Kleinigkeit für einen einzelnen Mann. Als ich die Surringe entfernt hatte, bißte ich es zuerst am Vorterritel und dann achtern, bis es klar von der Kelling kam. Dann ließ ich es immer abwechselnd an den beiden Enden hinunter, bis es an der Schiffseite dicht über dem Wasser hing. Das wichtigste war Kristwasser und ich nahm daher für mich Wasser aus dem andern Booten. So es alles in einem Boot waren, hatten wir nun Wasser die Hüfte und Knie und zugleich Salzwasser, obwohl wir jetzt Gefahr liefen, das Boot zu überlaufen, wenn wir den ganzen Prozedant übernahmen.

Während Maub ihn mir reichte und ich ihn im Boot verpackte, kam ein Kater aus der Bad an Deck. Er blieb eine Weile an der Entree stehen (wir waren an der Beering befestigt) und schlenderte dann langsam mit schiffss, bis er wieder halt machte und, mit dem Ruder gegen uns, in die Winddriftung blickte. Ich konnte mir Herz schlagen hören, während ich mich im Boot verpackte. Maub hatte sich aufs Deck gehen lassen und lag regungslos im Schatten der Kelling. Aber der Mann wandte sich nicht ein einziges Mal um, er redete die Arme, gab mir, schritt wieder zur Bad und verschwand.

Nach einigen Minuten waren wir mit dem Booten fertig und ich ließ das Boot zu Wasser. Als ich Maub über die Kelling half und ihren Ruder nicht an dem manieren fühlte, konnte ich nur mit Mühe den Kopf nach liebe Ziel. Ich ließ „Gut!“ unterbrücken. Bittend: Humphrey von Beyden ist nicht, habe ich, als ich sie ins Boot holte und ihren Finger sah um die meinen Kameraden. Ich hielt mich mit der einen Hand an der Kelling fest und ließ sie mit der andern nach mich herdrücken einen Augenblick ein Gefühl von Stolz. Ich besah Arzte, wie ich sie nach der wenigen Minuten nicht gehabt hatte.

Das Boot hat sich auf einer Woge, Maubs Füße bekräftigt den Boden und ich ließ ihre Hände los. Dann wartete ich in der Kelling 100 und 1000. Ich legte die Hände an und bekam mit großer Aufmerksamkeit das Boot vor mir. „Gut!“ Dann verpackte ich das Segel zu legen. Ich hatte beobachtet, wie die Resolventen und Lager ihre Spritzengel setzten, aber es war doch mein erster Versuch. Ich brachte gewöhnlich Wasser, um zu

machen, was sie in vielleicht zweien schaffen, aber schließlich war es getan und, die Rudertanne in der Hand, ging ich in den Wind.

„Dort liegt Japan,“ bemerkte ich, „gerade vor uns.“ Humphrey von Beyden, Sie sind ein mutiger Mann!“ sagte sie.

„Nein,“ antwortete ich, „aber Sie sind eine mutige Frau.“

Sie auf eine gemeinsame Eingebung wandten wir uns Kopf, um noch einen letzten Blick auf die „Choff“ zu



„Guten Morgen, Herr von Beyden,“ sagte sie. „Haben Sie kein Land gesehen?“

Werken. Ihre Segel schimmerten unbedeutlich in der Nacht, denn entzündeten sie anderen Blicken und wir waren allein auf dem dunklen Meer.

„Gut und frohlich brach der Tag an. Das Boot lag klar an dem frühen Winde und der Kompass zeigte, daß wir genau den Kurs nahmen, den uns nach Japan führte. Das Segel der Hauptmasten waren meine Finger kalt und hielten vom Halten des Steuerrodes. Meine Füße brannten vor Frost und ich hoffte nur, daß die Sonne scheinen sollte.“

Vor mir, auf dem Boden des Bootes, lag Maub. Sie wenigstens war warm, denn sie war in dicke Decken eingehüllt. Die oberste hatte ich ihr übers Gesicht gezogen, um sie vor der Nachtfalte zu beschützen, und ich konnte nichts von ihr sehen als die unbestimmten Umrisse ihrer Gestalt und ihr helles Haar, das, mit Laurotöpfen wie mit Juwelen besät, unter der Decke hervorlugte.

Lange blickte ich auf sie, wie ein Mann das betrachtet, was ihm das Feuerste auf der Welt ist. So hartnäckig war mein Blick, daß sie sich schließlich unter den Decken regte, der oberste Zipfel wurde zurückgeschlagen und sie lächelte mich mit Augen an, die noch schwer vom Schlaf waren.

„Guten Morgen, Herr von Beyden,“ sagte sie. „Haben Sie schon Land gesehen?“

„Nein,“ antwortete ich, „aber wir nähern uns ihm mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde.“

Sie blickte mich erschrocken an.

„Aber das sind ja hundertvierundvierzig Meilen in vierundzwanzig Stunden,“ fügte ich beruhigend hinzu. Ihre Züge erhellten sich. „Und wie weit ist es?“

„In dieser Richtung liegt Sibirien,“ sagte ich und wies nach Westen. „Aber etwa sechshundert Meilen westwärts liegt Japan. Wenn der Wind anhält, werden wir es in fünf Tagen schaffen.“

„Und wenn Sturm kommt? Dann kann sich das Boot wohl nicht halten?“

Sie hatte eine eigene Art, einem in die Augen zu blicken und die Wahrheit zu fordern, und so blickte sie mich auch jetzt an, als sie die Frage stellte.

„Dann müßte es schon sehr fürmen,“ sagte ich zögernd.

„Und wenn es sehr fürmt?“

Ich nickte. „Aber es kann auch jederzeit geschehen, daß wir von einem Hochwasser aufgenommen werden. Dieser Teil des Ozeans wird sehr viel von ihnen befahren.“

„Gott, Sie sind ja ganz durchfroren!“ rief sie aus. „Sie zittern ja. Sagen Sie nicht nein; Sie zittern. Und ich lag hier warm und sicher wie in Abrahams Schoß!“

„Ich kann nicht einsehen, was es an der Sache geändert hätte, wenn Sie auch durchfroren wären,“ lachte ich.

„Ich werde es ja doch, sobald ich feuern gelernt habe, was ja hoffentlich bald der Fall sein wird.“

(Fortsetzung folgt.)







Ziehung 22. September

# Wolffschloß- Gold-Lotterien

4419 Gewinne u. 1 Frönde

40000 RM.  
13000 bar  
10000 bar  
5000 bar  
3000 bar

Lose zu 1 RM. Porto und Liste 3 Lose 5 RM.  
Glücksbriefe 10 Lose 10 RM.

Arndt  
Eckhaus Taubentzenplatz 1  
Postfach 2571

## Bräuers Festsäle

Gablastraße 22 (alt) Paul Graeser 7424

Heute Mittwoch:  
**Der süße verkehrte Ball**  
in beiden Sälen.  
Jede Dame erhält eine Crémestange.

## Das Haus der billigen Preise!

Morgen:  
**Gardinen-Schlager!**

2 Serien dankenswürdige  
**Madras-Garnituren**  
mehrfarbige Muster, in allerneuester Ausführung mit ganz unbedeutend Schönheitsfehlern, weit unter regulärem Wert  
Serie I 8.95 Serie II 10.95  
Garnitur Garnitur

Große Mengen  
**Gardinen-Mulle**  
zirka 110-125 cm breit, weiß mit eingewebten Mustern für Kunstgardinen, Landhausgardin. 1.65, 1.25 95 Pl.

Zirka 500 Stück  
**Fenster-Vorhänge**  
aus goldenem Koper sowie Glaschamast, weiß, gold und creme, mit Ringband, fertig zum Anmachen  
Koper Stück 3.25 Damast Stück 3.95

Einige kleinere Stück  
**Rottdorckon**  
aus pol. gereinigtem Tüll sowie Etamine, in vielen modernen Mustern  
Decke über 1 Bett Stück 7.25, 5.50 4.75  
Decke über 2 Betten Stück 11.75, 9.50, 7.25 5.95

Tisch- und Diwandecken  
aus kräft. Ripps, mit Fransen, in viel. Mustern  
Tischdecken . . . . . Stück 2.95  
Diwandecken . . . . . Stück 4.95

Einige schwere  
**Schlafdecken**  
hell und dunkel, mit eingewebten Mustern, 210-240 cm lang, zum Anmachen, durchweg Stück 1.95

## Luna-Park

Breslau-Morgenau Tel. 55664

Heute Mittwoch:  
**Verkehrter Ball**  
Morgen Donnerstag ab 4 Uhr:  
**Bunter Nachmittag**  
mit erstklassigem Programm

Täglich Tanz

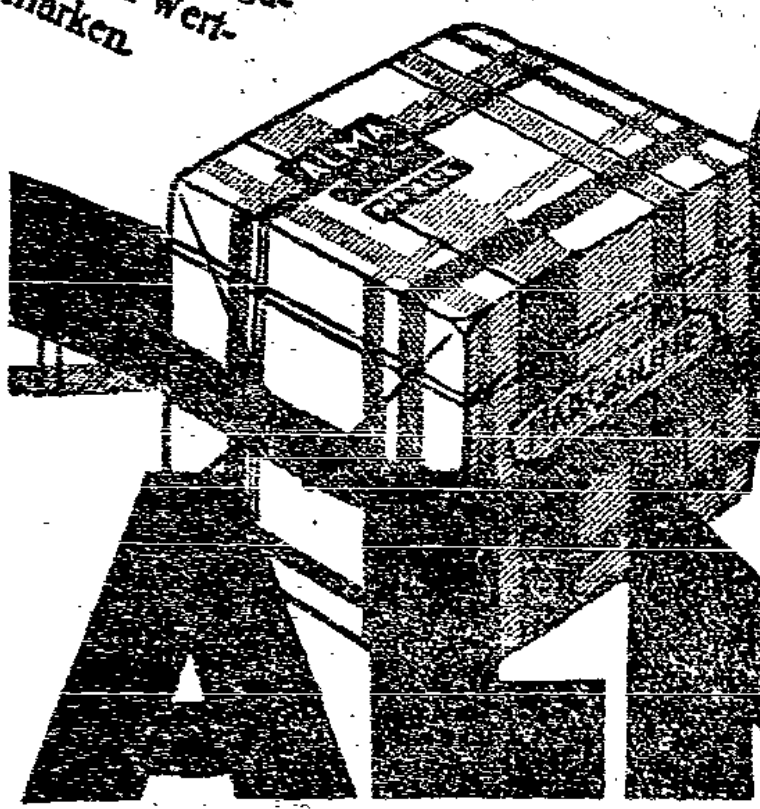
## Messow Waldschmidt

zum Bleichen ohne Gleichen!

Jedes Vorurteil ist das Eingeständnis mangelnder Erfahrung!  
Man hört immer wieder die Behauptung, Margarine sei weniger nahrhaft als Butter! Wissen Sie nicht, dass gute Margarine nach gleichen Nährwert besitzt und das Gesetz derselben Fettgehalt vorschreibt? Ist Ihnen bekannt, dass

**„Alma, die Margarine für Alle“**  
in den grossen Blauband-Werken unter peinlichster Wahrung völliger Keimfreiheit hergestellt und von keiner Menschenhand berührt wird? Sie können es nicht gewusst haben, sonst wären auch Sie längst eine begeisterte Freundin von „Alma“.

Für nur 85 Pfennig erhalten Sie ein ganzes Pfund — aber ohne verfeuernde Zusätze und Wertmarken.



# ALMA

## DIE MARGARINE FÜR ALLE

## LIEBICH- THEATER

Tägl. 20 Uhr: **Varleté-Eröffnungs-Program.**  
Prologe ab 50 Fig. 1921  
Tel. 34646

## Konzerthaus WAPPENHOF

Heute Mittwoch ab 4 Uhr:  
**Das brillante September-Programm**  
Eintritt 25 Pf. 7427  
Ab 8 1/2 Uhr:  
**Großer bunter Ball-Abend**  
2 Kapellen und 10 Varieté-Attraktionen  
Eintritt: Damen und Herren 50 Pf. einschließlich Ball.

## Bürgerpark Kriern

Endstation der Linie 2 (Südost) 7336

Heute Mittwoch:  
**Verkehrter Ball!**  
Jeden Sonntag: **TANZ**

## Stadt-Theater

(Opernhaus).  
Mittwoch 7.42  
20 bis nach 2.30:  
1. Abm. -Dorf Serie G  
**Der Räuber Hotzenplotz**  
Donnerstag  
20 bis gegen 23:  
Gefühl-Eisa-Kochhaus  
**Die Fledermaus**  
Freitag 19.30 bis 23:  
1. Abm. -Dorf Serie H  
**„Carmen“**

## Schauspielhaus

Operettenbühne - Tel. 36900

Letzte Gastspiele  
**Margit Suchy**  
mit dem Orchester des Hauses, Beginn  
Mittwoch 20 Uhr:  
**„Gräfin Mariza“**  
Donnerstag u. Freitag, 20 Uhr:  
**„Evelyne“**  
Samstag 20 Uhr:  
Zum 1. Male:  
**„Prinzessin Xi-Xi-Be“**

## Lobe-Theater

Gefühlstr. 5. Tel. 747

Täglich 20 Uhr:  
Der große Scherenschnitt!  
**„Huluspokus“**  
von Carl Gack.

**Thalia-Theater**  
(Tel. 56747) 7411

Täglich 20 Uhr:  
Der Herr der Dagebude  
**Arm wie eine Kirchenmaus**  
Präzise!  
von Ludw. G. Fehrer.  
Samstag 11.30 Uhr:  
**Arm wie eine Kirchenmaus**

## Möbel

zu billigen Preisen  
auf bequemste  
**Teilzahlung**  
Gegründet 1898.  
**Hilber**  
Ramscherstraße 2

## Neuzeitlicher Seid stolz, Volkswacht- Leser zu sein!

1.00 bis 2.00 Stück  
schöne Ausgaben  
Mäcke, Taschen, etc. 50.

**Antiquarische Volkswacht**  
Moderne Antiquarische  
Bücher in allen Sprachen!

## Städtische Handelsschulen in Breslau.

1. Höhere Handelsschule  
1-jähriger Lehrgang
2. Handelsschule  
1- und 2-jährige Lehrgänge
3. Wahlfreie Abendkurse  
1/2-jährige Lehrgänge. Besonderes Ju-  
ferat erscheint demnächst.

Beginn der unter Nr. 1 und 2 genannten  
Lehrgänge am Dienstag, den 9. Oktober. Die  
wahlfreien Abendkurse beginnen am Donnerstag,  
den 1. November. Uebersichtspläne, Auskünfte und  
Anmeldungen bei dem Direktor, Taschenstraße 22,  
1. Stod. Der Magistrat.

BEI VERGEBUNG VON

## DRUCKSACHEN

BERÜCKSICHTIGEN INDUSTRIE UND  
HANDEL KOMMUNAL- UND STAATS-  
BEHÖRDEN PARTVEREINE GEWERK-  
SCHAFTEN KRANKENKASSEN ARBEITER-  
SPORT- UND VEREINIGUNGSVEREINE DIE  
BUCHDRUCKEREI DER

## VOLKSWACHT

BRESLAU & FLURSTRASSE 4-6

## Arbeitsmarkt

### Licht. Gewächshauschlosser

7423  
selbständige Arbeiter, gesucht  
**Breslauer Gewächshausfabrik**  
Breslau 19, Seitengasse 7.

## Existenz!

Wir suchen in Breslau ein Ehepaar,  
wo der Mann (bzig ist,  
bestellte Lebensmittel mit Rad oder Karren,  
welche gestellt werden, an Privatkunden  
wezubringen. Leerer luftiger Keller oder  
partielle geeigneter Raum muß zur Lagerung  
der Ware unentgeltlich zur Verfügung ge-  
stellt werden. Sicherheit oder polizeiliches  
Führungszeugnis, welches nachträglich vor-  
gelegt werden muß, ist Bedingung.

Wir zahlen 50-80 Mk. wöchentlich  
fest und Dauerstellung, wenn Bewerber  
zuverlässig.

Offerten unter A. L. 20134 an  
**Ala-Haasenstein & Vogler,**  
Breslau 1. 12093



Breslauer Nachrichten

Breslau, den 12. September 1928.

Genf am Stammtisch

„Tag, Herr Major... Tag, Herr Gurmel... Ah, Sie auch, Herr Waechel! Sehen Sie sich, meine Herren... Sie geben Karten, Gurmel... Also, was sagen Sie denn eigentlich zu dieser neuen Genfer Schweinerei...?“

Schlesischer Adelsstolz am Ende des 18. Jahrhunderts

Von Theodor Müller-Breslau

II.

In der Provinz

Als Th. v. Schön 1797 Breslau verließ und seine Studienreise in der Provinz fortsetzte, war er ganz entsetzt über die Verhältnisse, die er dort vorfand; er schrieb dazu: „Erstlich war der Grund, den diese Verhältnisse auf einen Mann machen mußten, der so wie ich aus einer Provinz wie Ostpreußen kam, wo auf den Landgütern drei Viertel aller Menschen schon freie Leute waren; wo das Zusammenleben der Freien und der Unfreien den Unterschied beinahe verwischt, wo man sich schon scheute, von einem Recht, welches die ersten Menschenrechte verletzte, Gebrauch zu machen, und wo der Bauer sein Grundstück als dreijähriger Pächter mit vollem Rechte besaß.“

Auch jetzt soll sich die Niedrigkeit der Eindrücke Schöns auf die Schilderung der Feinigkeit des Volkes, die ostelbischen Junker beschränkten. Zunächst fuhr er nach Militsch, um die Landwirtschaft des Grafen v. Maltzan zu besichtigen; dann ging die Reise nach Dels und weiter nach Oberschlesien zu, wo die Kultur sehr stark ist. Auf dem rechten Oderufer Schlesiens hatte er „dieses Finsternis gefunden, eine Bigotterie bis zum höchsten Stumpfsinn, welche sich auch in den Physiognomien ausdrückte.“

Im Landarmen- und Arbeitshaus zu Kreuzburg fand er, daß verarmte Personen mit unverbesserlichen Korrigenden und sonstigen zur Strafe eingesperrten Personen zusammen arbeiten mußten. „So viel ein jeder arbeiten kann und wer nicht nach Maßgabe seiner Kräfte fleißig ist, wird anfangs durch Zureden ermuntert und wenn dies fruchtlos ist, durch bloße Speisung mit Wasser und Brot oder auch wohl durch mäßige Züchtigung dazu angehalten.“

In Gleiwitz fand Schön den ersten hohen Ofen im Bau, der auf Steinkohlenfeuerung eingerichtet wurde; auch fand er, daß die Steinkohle zum Ziegelbrennen verwendet wurde. Auch in Groß-Strehlitz sah er Steinkohle brennen, sie nicht einmal geputzt, worden war. In Oberschlesien traf er mit zwei Justizräten zusammen, die ihm über die Justiz auf den abliegenden Gütern in Schlesien Wunderdinge erzählten. Der Edelmann braucht kein Gericht; er macht alles mit dem Kantschuh ab. Nach verschiedenen Einzelschilderungen schreibt Schön ver-

zweifelt: „Auch Barberei existiert unter dem Mantel der heiligen Gerechtigkeit! Er machte sich das Wort zu eigen, welches Goethe 1790 in das Stammbuch der Anaplyst Larnowicz geschrieben hatte: „hier am Ende des Reichs, entfernt von gebildeten Leuten“ und auf der Brücke von Ratibor ging ihm wieder eine neue Welt auf; Schön behauptete wieder unter zivilisierte Menschen gekommen zu sein. In Neustadt führte ihn der Fabrikant A. M. Seih in seine Spinnstuben, für die ihm der König Miete und Heizung und auch den Spinnmeister bezahlte. Auch wurden Reih „alle Bettelungen zum Erlernen des Spinnens hingelockt.“ In Neisse wurde Schön vom dem Landrat erzählt, daß der Kreis im Winter täglich 120 Mann zum Aufheben des Festungsgrabens stellen müsse. Die Arbeiter erhielten für 24 Stunden Arbeit beizzeit sechs gute Pennige an Lohn; dabei zurierten sie bei der Hitze ihre Unmündigkeit auch wurden sie vom Militär barbarisch behandelt. Das Aufheben geschah, um das Desertieren zu verhindern.

Zur Befestigung des Arsenikwerks in Reichenstein zitiert Schön Jöllners nachfolgende Bemerkung: „Zu dieser Arbeit sollte man eigentlich nur Verbrüder verwenden, welche diese Lebensart einer ewigen Gefängnis- oder Todesstrafe vorziehen.“ Die Bergarbeiter wurden selten über 40 Jahre alt, der Bach der die Bergwerkswasser abführte, vergiftete die anliegenden Wiesen. Im benachbarten Keisetal bis nach Franzentstein hinüber, machten die vom Wind getragenen Ausdünstungen die Kornblüte taub. Sonst sei die Gegend himmlisch, schreibt Schön.

In Ebersdorf, Kreis Neutode, besuchte er den Malador der schlesischen Schafzucht, den Grafen Mag'n's. Dieser arme Mann besaß im Kreislichen 47 Vorwerke und 23 Dörfer. „Die Herrschaften, die er noch in Böhmen hat, sind nicht groß.“ Von dem Schwabmücker Arbeitshaus berichtet Schön: „wo alle nichtstudierenden Leute arbeiten müssen. Keun Silbergrößen kostet wöchentlich ihr Essen, das sie verdienen müssen.“ Durch das Waldenburger Bergland, das Rielen- und Jegergebirge setzte Schön seine Reise fort, er lernte noch für einige Tage nach Breslau zurück und verließ dann Schlesien.

Von dem Grafen Schaffgotsch, dem Warmbrunn gehört und der 3000 Seelen auf seinen Gütern hat,“ sagt Schön, daß er sehr ahnenstolz sei; auch sei er nicht preussischer Gemüthsart, sondern echt österreichisch. Bei einer Festschilf in Warmbrunn hatte ein Graf eine geheime Polstränke aus Berlin zum Tanze engagiert. Wie er diese Dame bereits aufgefördert hatte, zupfte ihn ein anderer Graf am Rockschöße und sagte ihm, daß sie eine Bürgerliche sei. Der Graf ließ darauf die Dame stehen.

In dem schlesischen Gebirge hatte Schön den ersten Anfang einer freieren Ansicht der öffentlichen Verhältnisse, bei den dortigen Leinwandhändlern bemerkt. Ein Teil derselben hatte andere Länder besucht und der Kontrast zwischen dem, was sie dort gesehen hatten und dem was sie in Schlesien wieder vorfanden, erzeugte bei allem Wohlstande und allem Wohlleben doch ein gewisses bitteres Gefühl. Schön sagte: „Bei aller Gutmütigkeit, welche der schlesische Adel bei jeder Gelegenheit gezeigt hat, war doch selbst für fremde Reisende das Verhältnis zwischen Herren und Knechten unangenehm störend.“ Mit dem letzten Abscheu schien er sich bei den ostelbischen Junkern einen guten Abgang sichern zu wollen, damit sie ihn nicht mit unerbittlichem Groll im Gedächtnis befestigten.

Die Kritik des Herrn v. Schön ist eine wertvolle Ergänzung der Schilderungen die uns Wilhelm Wolff ein halbes Jahrhundert später in seiner „Schlesischen Wallfahrt“ geboten hat. Besonders wertvoll, weil sie nicht aus der Feder eines Sozialdemokraten stammt, sondern aus der eines adeligen Staatsmannes, der dem Freiherrn v. Stein bei der Reform der kommunalen Verfassung geholfen hatte und dann der Bearbeiter der Gesetzesverordnung über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen war.

Schulungsstufus der Sozialdemokratischen Partei

Der diesjährige Schulungsstufus wird mit Rücksicht auf die aus den eingemeindeten Orten sich beteiligenden Parteimitglieder und infolge einer sehr zahlreichen Beteiligung in zwei räumlich von einander getrennten Abteilungen und zwar in der Schule Polener Straße und in der Ceciliafschule, Tschentstraße, durchgeführt. Trotz dieser Teilung wurde der erste Vortragsabend in der Ceciliafschule bei einer Beteiligung von 120, sich eng zusammenbindenden Zuhörern von Genossen Kitzke in eröffnet.

Das Referat für diesen Abend, „Revolutionen im Frühkapitalismus“ hatte der Genosse Schramm. Zur Einführung in dieses Thema wurde ein Abschnitt aus dem kommunistischen Manifest vorgelesen, in welchem die Entwicklung von der handwerkemäßigen zur kapitalistischen Produktionsmethode geschildert wird. Sodann folgte eine geschichtliche Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung im Mittelalter. Spanien war damals das wirtschaftlich mächtigste Land, von hier erfolgte die Entdeckung und Ausplünderung Amerikas. Spanien selbst war Königreich, als freieste Stützen des Staates bewährten sich damals schon Adel und Geistlichkeit, indem sie die Bauern und Handwerker auf schimmliche bedrückten und ausbeuteten. Am schlimmsten trieben sie es damals in dem von Spanien besetzten Niederlande. Die Geistlichkeit zeichnete sich durch die grausamen Methoden der Inquisition besonders aus. Die durch die Besetzung erfolgte Abschmürung der Handelswege auf dem Festlande zwang die am Meere gelegenen Städte Antwerpen und Amsterdam ausschließlich zum Seehandel. Es erfolgte die Gründung der Ostindischen Handelskompanie, das größte Handelsunternehmen jener Zeit, das 1602 mit 75 Prozent Gewinn arbeitete. Zu gleicher Zeit folgte der Zusammenbruch der drei Städte Hamburg, Bremen und Lübeck zur Handelsrepublik der „Hanse“. Durch diese Unternehmungen wurde die wirtschaftliche Vormachtstellung Spaniens stark zurückgedrängt.

England, das bis zum 16. Jahrhundert reines Agrarland war, knüpfte zu jener Zeit seine ersten Handelsbeziehungen zu fernem Ländern an. Es folgte die Weltumsegelung Franz Drake's und die Gründung der Kolonie Virginia. Das Bürgertum jener Zeit forderte in England staatsbürgerliche Rechte. In den revolutionären Auseinandersetzungen löst Monarchie und Republik als Staatsform einander ab. Letzten Endes blieb dann das parlamentarische Königtum bis heutigen Tage.

In Frankreich herrschte unter den Königen Ludwig XIV., XV. und XVI. das absolutistische System bis ins 18. Jahrhundert. Erst im Jahre 1789 und den folgenden Jahren der französischen Revolution befreite der sich neu bildende dritte Stand, nämlich das Bürgertum, die Monarchie. Nachdem sich die verschiedenen Gruppen des Bürgertums in der Herrschaft um den Staat abgelöst hatten, übernahm der Diktator Napoleon die Leitung des Staates, um sich im Jahre 1804 als Kaiser zu krönen.

Nach diesem Vortrag erfolgte die Wahl des Hörerates, bestehend aus der Genossin Heppner, den Genossen Krause, Heinrich, Blasig und Rettig. Der Hörerrat trat anschließend zu seiner ersten Sitzung zusammen, um sich mit der Raumfrage zu beschäftigen.

Kriegerfriedung Woprich

Der Magistrat schreibt uns: Mit Bezug auf den Artikel „Hilferufe gegen die Breslauer Wohnungsnot“ in Nr. 208 Jores geschätzten Blattes vom 4. September geht uns von der städtischen Grundeigentumsverwaltung folgende Mitteilung zu: „Dem unzutreffenden Bericht über die Behandlung der von der Kriegerheimstätten-Siedlung v. Woprich verfolgten Pläne durch den Magistrat, der vor einiger Zeit in der Tagespresse auftauchte, ist durch eine Berichtigung (siehe „Legespost“ Nr. 211 vom 6. September 1928) bereits entgegengetreten worden. Es sei nochmals betont, daß von einer Verzögerung in der Bearbeitung des Fluchtlinienplanes gar keine Rede sein kann. Es wird vielmehr alles getan, um den Bauungsplan so rasch als möglich zu klären.“

Im übrigen bedeutet es eine Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn der Sachverhalt so dargestellt wird, als läge die Verzögerung des Siedlungsunternehmens von der förmlichen Feststellung des Fluchtlinienplanes ab. Immer wenn eine Änderung der Wohnungsnot in Frage stand, haben sich der Magistrat und die städtische Baupolizeiverwaltung über Bedenken zur formeller Zeit hinweggesetzt, sobald nur die sachlichen Voraussetzungen erfüllt waren. Dies ist jedoch bei der Kriegerheimstätten-Siedlung v. Woprich noch keineswegs der Fall. Insbesondere ist dort die Frage der Finanzierung noch so ungeklärt, daß an eine alsbaldige Inangriffnahme der Bauausführung nicht zu denken ist.“

50 000

Im Jahre 1913, dem ersten Jahre ihres Bestehens, dauerte es ungefähr fünf Monate, bis bei der „Volkswirtschaft“, der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Versicherungs-Vereinsgesellschaft, 50 000 Versicherungsanträge eingereicht wurden. Jetzt ist das in einem Monat geschaff worden; denn im August kamen 50 044 Anträge zur Volks- und Lebensversicherung herein. Die Aussichten für die Zukunft sind durchaus gut. Bald wird ein Bestand von 1 1/2 Millionen Policen vorhanden sein.

Solche großen Erfolge konnten nur erzielt werden, weil die Organe der „Volkswirtschaft“ in ihrer Arbeit durch die Organisationen der Arbeiterbewegung und die Arbeiterpresse tatkräftig unterstützt wurden. Die jahrelange Aufklärungsarbeit ist nicht umsonst gewesen: 40 000—50 000 Personen schließen sich jetzt jeden Monat der Volkswirtschaft an.

Neue Straßenbahnverkehrsregelung

In der Ausschussung für Verkehr stand jetzt die Straßenbahnlinienführung, die durch den Einbahnverkehr gegeben ist, zur Diskussion. Als besonders wesentlich wurde beschlossen, daß eine völlige Toilegung der Sternstraße zwischen Weisenauplatz und Adalbertstraße, wie es die Straßenbahnverwaltung angekündigt hatte, nicht eintreten soll. Man wird die Linie 3 durch diese Straße führen und zwar von der Gabisstraße her durch die Weisenauplatz, Tschentstraße, Poststraße, Weiße Ohle, Sandrücke, Weisenauplatz, Sternstraße nach Scheitling. Auch sonst sind verschiedene Änderungen zur Einführung ab 1. November genehmigt worden.

Arbeiter-Bildungs-Ausschuß Breslau

Der Arbeiter-Bildungs-Ausschuß Breslau eröffnet am heutigen Mittwoch wieder seine Tätigkeit mit einer Eröffnungsfeier.

Mitwirkende: Der Vorsitzende der Breslauer Volksbühne, Eggers, spricht über „Der Sinn der Arbeiterbildung“, Genosse Grabowski wird Gedichte von Vorhaeren, Oscar Wilde, Heinrich Lerch und Böttcher rezitieren. Die Musikgruppe der F.d.A. Jugend wird den Abend durch einen Musikvortrag eröffnen und der Sprecher der S.A.Z. Breslau wird zum Schluß das Sprechwort „Der Morgen“ von Karl Bröger aufleihen.

Beginn abends 8 Uhr im großen Saal des Gemeinshauses, Margaretenstraße 17. Eintrittspreis 20 Pf. für Jugendliche und Erwerbslose die Hälfte.

Das Dach über dem Kopfe abgedeckt

Wie wir bereits berichteten, mußte auf dem Königsplatz auch das dort seit Jahren stehende Zeitungshäuschen, in dem auch Raucherwaren feilgehalten wurden und das seinem Inhaber eine gut Einnahmequelle bei den Verkehrstinteressen zum Opfer fallen. Am gestrigen Tage erschienen nun an dem Häuschen einige Abbrucharbeiter, die unbestimmt darum, daß der Geschäftsinhaber mit seiner Frau noch immer die Bedürfnisse ihrer Kunden befriedigen, auf das Dach des Häuschens Kiegen, Ziegel und Ziegel herabnahmen und auf diese Weise den Inhaber zwangen, sein Geschäft zu schließen, ehe er dazu übergehen konnte, seine Lagerbestände durch einen vollständigen Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts an den Mann zu bringen. Hoffentlich wird dem Inhaber ein anderer Platz angewiesen, denn viele Straßenpassanten sind es gewöhnt, von dort aus ihre Zeitungen zu beziehen.

Sozialistischer Schulungsstufus

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Kursus Donnerstag, 8 Uhr, nicht in der Ceciliafschule, sondern im Zeichencafé des Kanonenhofes, Tschentstraße 31, stattfindet. Referent: Genosse Dr. Fischerig. In der Polener Schule spricht Genosse A. Schramm.

Freidenker-Sozialisten

Heute Mittwoch, 20 Uhr, wichtige Sitzung Grünstraße 14/16 (Konferenzzimmer).

Ein Einbrecher- und Hehlertonfortium

In den letzten Wochen sind eine Reihe größerer Geschäfts- und Wohnungseinbruchsdiebstähle verübt worden. Der Kriminalpolizei ist es nun nach langwierigen Ermittlungen gelungen, die Täter und Hehler zu ermitteln und festzunehmen. Es sind dies die beiden Brüder Walter und Josef Barabasz, Einbaumstraße 18, der Arbeiter Emil Reinert, Lohstraße 16 und der Hehler, Kaufmann Max Münzer, Antonienstraße 40, Handelsmann Fritz Keimelt, Polener Straße 71 und der Handelsmann Paul Chojewitz, Schießwender Straße 49.

- Es konnten folgende Einbrüche aufgefährt werden: 1. Einbruchsdiebstahl zum Nachteil des Schuhmachermeisters Zahn, Tauenstraße 34, in der Nacht zum 3. Juli 1928; 2. Einbruchsdiebstahl zum Nachteil des Schuhmachermeisters Walte, Antonienstraße 37, in der Nacht zum 26. Juni 1928; 3. zwei Einbruchsdiebstähle zum Nachteil des Kaufmanns Ernst Hildebrandt, Kleiststraße 18, in den Nächten zum 15. Juli und 13. August 1928; 4. Einbruchsdiebstahl zum Nachteil des Kaufmanns Paul Wuttsche, Kachelstraße 15, in der Nacht zum 19. Juni 1928; 5. Einbruchsdiebstahl zum Nachteil des Fleischermeisters Sende, Hundsfelder Chaussee 112; 6. zwei Einbruchsdiebstähle zum Nachteil des Zigarrenkaufmanns Peter Berger, Gartenstraße 84, in den Nächten zum 20. Juli und 15. August 1928;











# Aus Schlesien

## Der Tabakbau in Schlesien

Selben wird eine interessante amtliche Statistik über den Tabakbau und die Ergebnisse der Tabakernie im Erntejahr 1927, das vom 1. Juli 1927 bis zum 30. Juni 1928 reicht, bekannt. Nach dieser Statistik wurde im Landesfinanzamtsbezirk Breslau eine Gesamtfläche von 240,23 Ar von 90 Tabakpflanzern, von denen allerdings 60 nur für den eigenen Hausgebrauch Tabak bauten, angebaut. Durchschnittlich wurden auf einem Hektar 2803 Kilogramm getrockneter Tabak geerntet. Der Gesamtsertrag der Ernte 1927 betrug 6742 Kilogramm, die einen Gesamtwert von 4354 Mark darstellte. In Oberschlesien wurde weit mehr als das Doppelte an Tabak angebaut, nämlich 584,81 Ar von 274 Tabakpflanzern, von denen allerdings wiederum 207 nur für den Hausgebrauch Tabak pflanzten. Bei einer durchschnittlichen Ernte von 2937 Kilogramm auf einen Hektar wurden insgesamt 23016 Kilogramm Tabak geerntet, die einen Wert von 18246 Mark darstellten. Man sieht aus dieser Statistik, daß der Tabakbau in Schlesien eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt. Der Durchschnittsertrag steht in Oberschlesien allerdings an zweiter Stelle des gesamten Deutschen Reiches. Auch die niederschlesischen Durchschnittserträge stehen mit an der Spitze.

**Reiskrebsthau.** Der Schmalztopf als Sparbüchse. In Lubie wurde einem Ehepaar, das seine Ersparnisse in Höhe von 200 Mark im Schmalztopf aufbewahrte, das ganze Geld gestohlen.

**Liedkau.** Die Dahlienschau hatte am Sonntag einen Besuch von 9000 Personen zu verzeichnen.

**Jauer.** Hitzeferien im September. Infolge der hohen Hitze der letzten Tage erteilen die hiesigen Schulen ihren Schülern bereits vorrätig Hitzeferien.

**Klein.** Menschenopfer durch Blitzschlag. Bei dem Montagewitter wurden in Groß-Lasowitz zwei Drainagearbeiter, die vor dem Gewitter unter einer Pappel Schutz gesucht hatten, vom Blitz getroffen und einige Meter ins Feld geschleudert. Ein Arbeiter war sofort tot, der andere erlag auf dem Transport ins Dorf seinen Verletzungen. Ein letzter Blitzschlag fuhr hier in ein Milchhäuschen an der Baumgart-Allee. Plötzlich erlöste ein Knall, eine weiße Stichflamme zuckte durch das Fenster und bewegte sich auf der Tischplatte auf und nieder. Der Blitz hatte die Sicherungen durchgebrannt. Ein in der Nähe stehender Mann wurde von der Feul geschleudert und blieb eine Zeitlang betäubt liegen. Der Blitz hatte seine rechte Seite leicht getäubt. Ein Kugelblitz schlug in ein Haus der Nachbstraße und rief ein Loch in das Dach und beschädigte den Schornstein. Eine Bewohnerin wurde vom Sofa geschleudert.

**Goldberg.** Eine Unglückscheune. In Wolfsdorf brannte in der Nacht zum Sonntag bis zum Dach mit Getreide gefüllte zweistöckige Scheune des Gutsbesizers Kaupach nieder. Die Scheune ist bereits zum sechsten Mal niedergebrannt.

**Poland.** Dreimal angefallen. Nachts wurde der Stiefenbesizer und Zimmermann Pohl aus Tschirne auf der Chauffee dreimal angefallen. Einen der Angreifer verletzte der Ueberfallene so beträchtlich, daß er gezwungen sein dürfte, den Arzt aufzusuchen. Raubgehirnel hatte ein Motorrad bei sich, um rasch entkommen zu können.

**Glogau.** Aus Entsetzen irrsinnig. Eine Fröbeler Lehrerin, die sich bei dem kürzlich eingetretenen Brandunglück an den Rettungsarbeiten beteiligt hatte, ist von den Ereignissen so erschüttert worden, daß ihr Geist getrübt wurde und sie in eine Heilanstalt verbracht werden mußte.

**Wrocław.** Diebstahlsopfer in einer Brandruine. Der in den Mühlenwerken in Sigmund tätige Erich Schumann erlitt in der Nacht zum Montag das ebenfalls dort beschäftigte Dienstmädchen Frieda Mertin und erhängte sich dann auf der Rückkehr von einem Spaziergange machte der Mörder mit dem Mädchen in einer Brandruine Halt, erwürgte sie, bedeckte ihr Gesicht mit einem Taschentuch und hängte sich dann über der Leiche an einem Haken auf. Die hässliche Tat dürfte aus Eifersucht begangen worden sein, da das Mädchen den jungen Mann nicht heiraten wollte.

**Neurode.** Grabenunfall. In der Frühlicht des Sonntags verunglückte der Bauer Gebauer aus Hausdorf dadurch, daß er durch ein Stück herabfallende Reite Querschnitten

der rechten Hüfte und verschiedene Verletzungen erlitt, die seine sofortige Ueberführung in das Knappschafts-Lazarett notwendig machten.

**Hansdorf, Kreis Neurode.** Großfeuer durch Blitzschlag. Bei dem am Montag gegen Abend über der Neuroder Gegend niedergegangenen schweren Gewitter schlug der Blitz in die Wohnung des Landwirts Köppler im Köhlergrund und in kurzer Zeit stand das ganze Anwesen in hellen Flammen. Das Wohnhaus sowie die Scheuer und Stallung wurden vollkommen vernichtet. Während sämtliche Ernteräte und das ganze Mobiliar ein Raub der Flammen wurden, konnte das Vieh gerettet werden. Die Arbeit der ankommenden Feuerwehren wurde durch den Wassermangel erschwert und konnte sich hauptsächlich nur auf den Schutz der Nachbarhäuser beschränken. — Durch einen zweiten Blitzschlag wurde der Transformator beschädigt, so daß das Dorf bis früh ohne Licht war. Der Ventilator am Mariaschacht wurde ebenfalls durch Blitzschlag zerstört, so daß ein Teil der Bergarbeiter des Kurtschachtes ausfahren mußte.

**Katibor.** Von einer Kuh aufgespießt wurde in Groß-Neukirch die auf der Parre beschäftigte Frau Polik. Sie wurde von den Hörnern des wild gewordenen Viehes so übel zugerichtet, daß Lebensgefahr besteht.

**Schwientochowitz.** Mittermord. Der Grubenarbeiter Josef Protop hat, nach einer Mitteilung der Kriminalpolizei, seine Mutter ermordet.

## Neu-Breslau

**Rosenhal.** Unsere Mitgliederversammlung findet bestimmt diesen Sonnabend, den 15. September, abends 8 Uhr, im Lokal „Scharfe Ecke“ statt. Als Referent des Abends erscheint der Genosse Lehrer Gunders-Breslau.

**Deutsch-Wissa.** Mitgliederversammlung. Am Freitag, den 14. September, abends 8 Uhr, hält die Ortsgruppe eine Mitgliederversammlung ab. Das Erscheinen aller Frauen ist Pflicht, da ein kommender Familienabend zu besprechen ist. Die letzten Ereignisse in der Partei dürften jedem Genossen genügend Stoff zur Diskussion geben. Mit einer wohlbesetzten Versammlung wird gerechnet. Als Redner erscheint Parteisekretär Genosse Krumm.

## Landkreis Breslau

**Weide.** Wir kommen diesen Sonnabend um 8 Uhr im Lokal von Giloner zu einer Mitgliederversammlung zusammen. Neben der Erledigung wichtiger geschäftlicher Angelegenheiten spricht der Genosse Klose-Grosz-Mehbern.

**Klein-Sigemith.** In unserer Mitgliederversammlung am Sonnabend, den 15. September, kommt der Genosse Schiffer. Die Versammlung beginnt um 8 Uhr und findet in unserem Vereinslokal statt.

**Breslau SPD.** Freitag, den 14. September, abends 8 Uhr, bei Rende Mitgliederversammlung. Fünftliches und zahlreiches

Er erscheinen ist Pflicht. Tagesordnung: Die kommenden Wahlen; Aufstellung der Gemeindeverordneten. am 6. September wurde für die in Not geratenen Schiffer der Bürgerchaft bei der Kreisasse über 400 Mark für jeden Antragsteller von der Gemeinde übernommen. Die Aufstellung eines Ausschusses zum Übertragen. Ein Antrag des Kleinrentenrentners und wächters G. L. am. sch auf Erlass der Gemeindebeiträge zur Grundvermögenssteuer wurde abgelehnt. Ein Antrag des erkrankten Schöpfers, den Gemeindeanteil von der Hundesteuer vom 1. Oktober ab nicht mehr zu erheben, wurde mit acht gegen zwei Stimmen angenommen. Durch diesen Beschluß entsteht ein Ausfall von 200 Mark bei den Einnahmen im Hausjahr, und Herr Kretschmer machte die zünftige Bemerkung: da werden wir das Wohlfahrtsamt in Anspruch nehmen.

## Breslauer Produktenbörse vom 11. September

Tägliche amtliche Notierungen (100 kg)

Getreide:	11. 9.	10. 9.
Weizen 75,5 kg Eff. G. m. u. p. h.	21,50	22,00
Roggen 71,25 kg	22,00	22,30
Haber	19,50	19,80
Straußente, gute	25,00	25,30
Braugerste	23,00	23,00
Wintergerste	21,00	21,30

\* Mittlere Art und Güte.

Amliche Notierung für Mühlenzeugnisse (je 100 kg)

	11.	10.		11.	10.
Weizenmehl	31,75	32,50	Auszugmehl	32,00	33,75
Roggenmehl	32,25	32,75			

Die Preise verstehen sich bei Weizen- und Roggenmehl für feine Sorten werden höher bezahlt.

Füllensfrüchte (je 100 kg) mittlerer Art und Güte der letzten Ernte.

	11.	7.		11.	7.
Victoriaerbsen	41,00-46,00	42,00-47,00	Pferdeböhn.		
Gelb. Mittelerb.	32,00-35,00	33,00-36,00	Widen		
Helbe Erbsen	29,00-32,00	30,00-33,00	Belufsch.		
grüne Erbsen	38,00-45,00	38,00-45,00	Lupin. gelb.		18,00-19,00
Futtererbsen			Lupin. blau		17,00-18,00
weiße Bohnen		49,00-54,00			

Haufgut: f. 50 kg

	11.	7.		11.	7.
R. u. B. Drahtpreßtr.	1,50	1,50	geb. Gerst. u. Haf. St.		
R. u. B. Sdpreßtr.	1,40	1,40	Roggen-Str., Weidtr.	2,40	2,40
G. u. S. Drahtpreßtr.	1,60	1,60	Roggen-Str., Flegeltr.		
G. u. S. Sdpreßtr.	1,40	1,40	Seu, gel., trocken	5,00	5,00
geb. Weiz. u. R. Str.			Seu, gesund, neues	5,00	5,00

\* Beste Sorten entsprechend höher.

Futtermittel. Nachstehende amtliche Preise für Futtermittel verstehen sich für 100 Kilogramm Partiat Waggon frei Breslau für ganze Waggonladungen.

	11.	7.		11.	7.
Weizenkleie	15,00-16,00	15,00-16,00	Biertröber	17,25-18,25	17,25-18,25
Roggenkleie	15,25-16,25	15,25-16,50	Malzkeime	17,00-18,00	17,00-18,00
Gerstenkleie	18,00-19,00	18,50-19,75	Trodenhügel	19,00-19,50	19,00-19,50
Reintuch 36%	25,00-26,00	25,00-26,00	Weizenkleie		
Rapskuch 36%	21,00-22,00	21,00-22,00	melasse 40%	15,75-16,50	16,50-17,25
Palmf. A. 20%	21,00-22,00	21,00-22,00	Biertröber		
Sesamf. 46%			melasse 40%	16,50-17,25	16,75-17,50
Di. Kolos			Palmf. melasse 40%	16,50-17,25	16,50-17,25
Luch 26%	24,25-25,25	24,50-25,50	Luchmelasse 40%		
Ext. Palmf.			Futter-Mais	23,00-25,00	24,00-25,00
Isot 16%	20,25-21,25	20,50-21,50	Sorghot		
Reisfuttermehl			ca. 44%	23,00-24,00	23,00-24,00
24%	16,50-17,50	16,75-17,75	Kartoffelstoden 25 0/0-26 0/0	23,75-24,75	24,75-25,75
			Sonnenblumkuchen (46%)	23,75-24,75	24,75-25,75
			Baumwollsaatmehl (50%)		
			Erdmüßkuchen (50%)	24,00-25,00	

## Wasserstand

12. September

Katibor	0,74	Kranien (Unter-Vogel)	1,4
Kulje (Stadt) vom 12. 9.	0,66	Dohmerich	0,5
Reifermündung (Unter-Vogel)	1,33	Abflugsmenge (täglich)	42 cbm
Wien (Reichsbahn)	1,22	Abflugsmenge vom 12. 9.	0,2
Treßden	1,00	Wasserwärme	+ 19,5°

## Amliche Devisenkurse der Berliner Börse vom 11. September.

1 Pfund Sterling	20,342	100 franz. Francs	16,85
1 Dollar	4,1935	100 schwed. Kronen	12,43
100 holl. Gulden	168,08	100 Schweizer Francs	60,71
100 Belg. = 500 Franken	58,29	100 Portug. Escudos	69,45
100 norm. Kronen	111,83	100 dän. Kronen	112,21
100 Danzig. Gulden	81,31	100 Jap. Yen	73,07
100 Lit.	21,835	100 österr. Schilling	59,08
100 öst. Kronen	111,55	100 Zloty	45,98

**Werbt**

Das Blatt der **Volksbewegung** monatlich 2,10 frei ins Haus

**für die Volkswacht**

## Samilien-Anzeigen

An 10. September, 14 Uhr, verschied nach mit großer Geduld ertragenem Leiden unsere inniggeliebte Tochter, Schwester, Schwägerin, Tante, Mutter und Nichte

**Gertrud Thiel**

im blühenden Alter von 26 Jahren.

Dies zeigen selbsttrübend an

im Namen aller Hinterbliebenen

**Die trauernden Eltern**

und Töchterchen Gertraud.

Bestattung: Donnerstag, den 12. September, nachmittags 3 1/2 Uhr, von der Kapelle des St. Paulin-Friedhofes in Cosel. 878

An Sonntag, den 9. September, verschied plötzlich und unerwartet unser Freund und Arbeitskollege, der **Werkstatthalter**

**Friedrich Schubert**

im Alter von 41 Jahren.

Es drückt die Anteilnahme bewachen die

**Die Kollegen der Firma I. Kewna.**

Bestattung: Donnerstag, den 12. September, nachmittags 3 1/2 Uhr, von der Leichenhalle des Poliklinik-Friedhofes. 886

**Deutscher Schallplatten-Verband**

An Sonntag, den 2. September, 9 1/2 Uhr abends, verschied unser Freund u. Vereinstribüne, der **Mitglied**

**Friedrich Schubert**

im Alter von 41 Jahren.

Es drückt die Anteilnahme bewachen die

**Die Mitglieder des Musikvereins Kewna.**

Bestattung: Donnerstag, den 12. Sept., nachmittags 3 1/2 Uhr, von der Leichenhalle des Poliklinik-Friedhofes.

Einer der Besten aus Schlesien, der

**Altmeister der Malkunst**

**Professor**

**C. E. Morgenstern**

ist dahingegangen. In tiefer Trauer stehen wir an der Bahre dieses ausgezeichneten Mannes, der, obgleich nicht von Geburt Schlesier, sein Leben und seine hohe Kunst Schlesien gewidmet hat. Er war der Maler unseres Schlesienlandes, das er liebgewonnen und mit seiner Liebe betreut hat. Seine Gemälde sind ein hohes Lied auf das herrliche Schönenland.

Besonders nahe stand der Verstorbene zu der Stadt Breslau. Mehr als dreißig Jahre wirkte er an der Breslauer Kunstakademie. Vieles und vieles gab er von seiner Kunst. Auch im wohlverdienten Ruhestand bewachte er Breslau seine Kunst bis zum Tode. Sein Heim in Wollheim umgeben mit seinem künstlerischen Schaffen, hat er der Stadt Breslau für erhaltungsbefähigte Künstler hinterlassen. Er hat sich damit ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt. Die Stadt Breslau wird dieses frommen Freundes und Förderers Schlesiens immer in Verehrung gedenken.

**Der Magistrat**

**der Hauptstadt Breslau.**

**Danksagung!**

Für die zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme, sowie für die herrlichen Kranzspenden beim Heimange unserer teuren Entschlafenen sage ich hiermit allen Freunden, Bekannten, Anverwandten, dem Herrn Direktor und der Belegschaft der Engelhardt-Brauerei, den Mitbewohnern der Häuser Augustastr. 37, dem Schrebergarten-Verein „Seid einig“ und „Zur Liebe“ aufrichtigen Dank. 877

Breslau, den 10. September 1928

Im Namen der Hinterbliebenen

**Hermann Schild.**

**Zurückgekehrt**

**San.-Rat Dr. Joachim**

**Gewerbetreibende**

**führt Bücher!**

Sie ersparen Geld und Mühsal durch Erfahren. Büchererwerb für Sie nimmt hundertweise Einleitung u. Führung v. Büchern aller Art zu sehr mäßigen Preisen

**Max Nachschon**

Waggonstraße 58.

Schulden, die meine Frau Anna Nast, geb. Ludw. gemacht hat oder noch machen dürfte, bezahle ich nicht.

Julius Nast  
Promnitzstraße 4

Komme binnen 24 Stunden mit Ruth zurück!

Julius Nast  
Promnitzstraße 4

**Zu den politischen Wirren in Jugoslawien:**

**Kurzum Waid** Aus und über

**Südslawien** brosch. 0,50

**Volksrecht-Buchhandlungen:** Neue Gumpenstr. 5  
Neue Taschenstr. 11, Frank. 4

**Die „Frauenwelt“ den Frauen**

**Zum Lesen, Denken und Schauen!**

**„Frauenwelt“**

eine Halbmonatsschrift für die Frau des schaffenden Volkes. Preis 40 Pf.

Zu bestellen b. allen Zeitungsträgern

**Zum Referat**

des Genossen **Naphtali**

mit dem

**Gewerkerkassenrat der ARGD.**

empfehlen wir das soeben erschienene Buch

**„Wirtschaftsdemokratie“**

von **Genossen Naphtali**

**Volksrecht-Buchhandlungen**

Neue Gumpenstr. 5, Neue Taschenstr. 11, Frank. 4

**Stillschreiben**

Sind sowohl geübte als auch unübliche Stillschreiber mit dem besten Ruf in der Branche zu verkaufen. Preiswert zu verkaufen. Matthiasstraße 4, pt. 1



Und abermals schreibt ein Hohenzoller Memoiren

Was Alexander Zubtsoff über sein „Leben und Lieben“ mitteilt

Alexander Zubtsoff, der zurzeit in dem kleinen Bad Mondorf in Jugenburg lebt, hat sich die letzte Zeit damit betätigt, seine Memoiren zu schreiben. Jetzt, wo die Ehe mit der Hohenzollernprinzessin gelöst sein soll und er aus Deutschland ausgewiesen wurde, hat er sich eine kleine Ruhepause gegönnt, bevor er sich im nächsten Winter wieder in das gesellschaftliche Treiben wagen wird. Es verkundet, daß er im Moulin Rouge auf dem Montmartre in Paris als Vortänzer engagiert worden sein soll. Wenn diese Nachricht doch etwas unglücklich klingt, so würde sie eigentlich nur den tollen Reigen von Erlebnissen fortzuführen, den Alexander Zubtsoff in seinem eben erschienenen Buche „Mein Leben und Lieben“ schildert. Als junger Student kam er nach Moskau. Doch mit dem Studieren scheint er sich nicht allzuviel abgegeben zu haben und bald steuerte er mitten drin im wühesten Luderleben. Das Kokain hatte es ihm angetan und er saug von Stufe zu Stufe und geriet in recht unglückliche Geschäfte. Dann kam die Revolution. Wechselweise verlor er sich Alexander Zubtsoff beiden Parteien. Interessant ist es, wie er von den Kurierdiensten erzählt, die er den Weißgardisten leistete. Einmal sollte er eine Nachricht zu General Denikin bringen, der in Südrussland stand. Es war ein sehr wichtiger Geheimbefehl und Zubtsoff reiste unter falschem Namen und mit falschen Pässen. Schon glaubte er, glücklich am Ziel zu sein, da wurde er entdeckt und konnte sich nur mit Mühe retten. Monate später gelang es ihm dagegen, wirklich einen derartigen Geheimbefehl durch alle Linien der Rotgardisten hindurch zu befördern. Dann lebte er einige Jahre im roten Moskau, argwöhnisch bewacht von den Augen der Tscheka. Vorher hatte er schon lange Zeit in einem der politischen Gefängnisse gesessen und hatte wochenlang auf sein Todesurteil gewartet. Doch dann gelang ihm die Flucht und jetzt schien man sich seiner wohl noch zu erinnern, wollte aber ihn nicht festnehmen. Trotzdem war Zubtsoff der Boden in Russland zu heiß unter den Füßen geworden. Mit allen Mitteln versuchte er, ins Ausland zu entkommen, doch keiner seiner Pläne schien ihm gelingen zu wollen. Endlich bot er dem Moskauer Auswärtigen Amt seine Dienste an, wo gerade größerer Bedarf an Leuten war, die fremde Sprachen beherrschten. Er sollte nach Schweden geschickt werden, um dort als Dolmetscher zu dienen. Schon hatte er den Paß und die Ausreisepapiere in der Tasche, als ihn in Narwa an der estnischen Grenze die letzten Sowjet-Soldaten zurückhielten. Scheinbar wollte man ihn doch nicht aus Russland entkommen lassen, doch Zubtsoff sprang aus dem fahrenden Zug und gelangte glücklich über die Grenze. Aber hier sollte erst sein abenteuerliches Leben beginnen. Zunächst schlug er sich nach Schweden durch, dann kam er nach Deutschland. Er führte ein Leben, wie man es sonst nur aus Amerika zu hören gewohnt ist. Bald ist er Geschäftsmann, bald Kellner, dann wieder tritt er in einem Varieteé auf. Er besitzt einiges Geld und macht Nebenverdienste in einer Spielhölle, um am nächsten Abend alles Gemeinnote wieder zu verlieren. Und dann lernt er plötzlich in Rom die Hohenzollernprinzessin kennen und vermählte sich mit ihr. Was er dann schildert, ist so allgemein bekannt, daß es kaum wiedererwähnt werden muß. Und nun ist aller Glanz wieder verloren und Zubtsoff steht wieder vor äußerster materieller Not. Aber der einst gänzlich Unbekannte hat einen Namen bekommen, der in aller Welt klingt. So hat er zur Feder gegriffen und hat aus seinem Leben geschrieben, was wirklich eher anmutet wie ein Schauroman oder ein zweitklassiger Film, als wie Wirklichkeit. Doch das alles ist gegeben.

Erhängen ein Ende zu machen. Herbeigesickte Bahnbedienstete knüpfen ihn wieder ab. Ziehlich gebardeht sich wie ein Wahnsinniger. Er konnte erst nach längerer Zeit und mit großer Mühe verubigt werden, worauf er der Genfarmacie übergeben wurde.



Der französische Außenminister Briand

hat durch die Rede, die er als Erwiderung auf Müller-Frankens Rede am 10. September in der Völkervereinigung hielt, den Führer der deutschen Regierung und der deutschen Sozialdemokratie ernstlich angegriffen und das in jahrelanger Arbeit aufgebaute Werk einer deutsch-französischen Annäherung ins Wanken gebracht.

Vier Selbstmordversuche einer Siebzehnjährigen

Eine harthäutige Selbstmordkandidatin ist ein 17jähriges Mädchen in Camp-Vinfort (Rheinland). Vor einiger Zeit warf sie sich vor einen Straßenbahnwagen; ein Beamter rief sie im letzten Augenblick zurück. Einige Zeit darauf stürzte sie sich in einen Baggerloch, auch hier wurde sie gerettet. Die Todeswille nahm dann Waschbäume ein, die nicht stark genug wirkte. Dieser Tage machte das Mädchen mit Kleeblättern einen vierten Selbstmordversuch, auch er mißlang.

Über die Welt lacht

Wem gehört das Ei?

Im Osten Europas sitzen bekanntlich heute noch viele tausende von Männern, die über Fragen nachdenken, wie die, ob das Ei, das ein Huhn am Sabbath gelegt hat, von frommen Israeliten gegessen werden darf oder nicht. In das Gebiet dieser Weisheiten fällt zweifellos ein Streitfall, der sich neulich auf einem Marktplatz in Paris ereignet hat. Eine Hausfrau war auf den Markt gekommen und hatte ein lebendiges Huhn gekauft. Sie nahm etwas umständlich ihre Geldtasche heraus, zahlte und wollte dann das Huhn an sich nehmen. In dieser Sekunde fing das Tier an zu gackern — und schon war ein prächtiges Ei gelegt. Wem gehört nun dieses Ei? „Selbstverständlich mir“, erwiderte die Händlerin. „Denn das Ei hat zweifellos schon vor dem Verkaufe existiert, und wenn es nur ein paar Sekunden vorher gelegt worden wäre, läge es jetzt in meinem Korbe und es gäbe überhaupt keinen Streit.“ — „Das Ei gehört natürlich mir“, meinte die Käuferin. „Denn wenn ich das Huhn sofort an mich genommen und nicht erst bezahlt hätte, wäre das Ei in meine Tasche gefallen, ohne daß Sie überhaupt etwas von der Sache gewußt hätten.“ Eine Einigung war, wie das unter Frauen hier und da vorkommen soll, über das interessante Ei nicht zu erzielen und die beiden Damen sind tatsächlich deshalb vor den Richter gegangen.

Der Schwerstarbeiter

Am der Landstraße, die sich längs der Donau durch den Strudengau hinzieht, steht an erhöhter Stelle, weithin sichtbar, in großen, in einen Granitblock gemeißelten und offenbar kürzlich frisch vergoldeten Buchstaben zu lesen:

Kaiser Franz Josef  
befreite die Schifffahrt von den Gefahren der  
Donauwirbel  
durch Sprengung der Felseninsel Hausstein  
1853—1866.

Was alles hat Höchstselbe in der hier umgrenzten Zeitspanne vollbracht! Ganz allein noch dazu, denn auf die Mithilfe irgendeiner Art. von Volkvertretung hatte ER ja in ansehnlicher Höhezeitigkeit verzichtet, um sich als fürstlicher Landesvater, Mehrer des Reiches und genialer Kriegsherr zu bewähren. Und daneben hat er noch Zeit und Kraft zu Sprengungen gefunden! Die Krieger, die es hinschreiben ließen, haben wohl Seine Majestät bei der Arbeit belauscht!

Das Echo als Weckuhr

Das Kalau Frankreichs ist Marseille. Seine Einwohner sind wegen ihrer Auffälligkeit gegen Fremde wie untereinander berühmt. Zurzeit erzählt man sich folgendes Geschichtchen von ihnen: Marins und Olive, Träger zweier typischer Marseiller Namen, promanierten auf der Cannobiere, jener Prachtstraße am Marseiller Hafen, auf die die Stadt so stolz ist, daß ihre Meinung dahin geht: Hätte Paris eine Cannobiere, so wäre es ein kleines Marseille.

Marins erzählt: Ich habe auf meinem Landhüt ein prächtiges Echo. Der dem Echo rufe im zum Fenster hinaus: Marins hat gut gegessen. Dann lege ich mich zu Tisch. Und wenn ich fertig bin und ans Fenster gehe, rufe mein Echo prompt: Marins hat gut gegessen!

Olive kante und mußte zugeben, dies sei etwas ganz Besonderes. Hüt aber hinzu, daß sein Echo doch noch unergieblicher sei: er brauche es als Weckuhr.

Als Weckuhr?  
Ja, ehe ich zu Bett gehe, rufe ich in den Garten: Olive, es ist sechs Uhr, aufstehe. Und am nächsten Morgen, punkt sechs Uhr, antwortet mein Echo: Olive, es ist sechs Uhr, aufstehe.  
Marins war platt und soll sein Echo abgekauft haben.

Neue Unwetter toben

über Süddeutschland

Ein schweres Gewitter mit furchtbarem Sturm und Hagelschlag wird aus dem Hohenloheischen gemeldet. Bei der Stadt Langenburg lagen noch lange hünergroße Hagelkörner meterhoch aufgeschichtet. Fast kein Gebäude blieb unbeschädigt. Starke Baumriesen wurden entwurzelt und von noch lebenden Bäumen große Äste wie Zündhölzer abgetrennt. Die diesjährige Obsterte ist völlig vernichtet.

Windhoje über Jütland

Am Dienstag vormittag wurde die Ortschaft Hobro auf Jütland von einer Windhoje heimgesucht. Mehrere Gebäude wurden dem Erdboden gleichgemacht. Zahlreiche Dächer sind abgedeckt worden. Bei dem Zusammenstoß eines weichen Heules wurde ein Mann schwer verletzt. Die Windhoje riß zahlreiche alte Bäume um. Große Holztrümmer wurden 100 Meter und mehr durch die Luft getragen.

Schwere Unwetterschäden in Brasilien

Aus allen Teilen Brasiliens werden schwere Unwetter und Heberstürmungen gemeldet. Die Telephonverbindungen sind unterbrochen. Auch der Eisenbahnverkehr ist gestört. Der Schaden ist beträchtlich. Menschenleben sind jedoch mit einer Ausnahme nicht zu beklagen.

Die Unterjuchung der Bankierleiche

Selbstmord Löwensteins einwandfrei festgestellt

Die Gerichtsärzte haben nun den abschließenden Bericht über die Unterjuchung der Leiche des belgischen Finanziers Löwenstein bei dem zuständigen Gericht in Brüssel für Mer eingereicht. Sie stellen darin erneut fest, daß die Leiche keinerlei Spuren äußerer Gewaltanwendung trug. Außerdem habe die mikroskopische Unterjuchung keine Giftspuren erbracht. Dagegen habe man festgestellt, daß Löwenstein in dem Augenblick, wo sein Körper beim Sturz aus dem Flugzeug auf dem Wasser aufschlug, noch am Leben war, zum mindesten sei die Blutzirkulation im Gange gewesen. Die Schlussfolgerungen des Berichts gehen dahin, daß an einen Mord nicht gedacht werden könne.

Mit dem Auto in die Marschkolonne

Auf der Landstraße zwischen Versailles und St. Cyr fuhr ein Mechaniker, der ein neues Auto ausprobierte, mit einer Geschwindigkeit von über 100 Kilometern in eine neunzehn Mann starke Marschabteilung eines Regiments Kavallerie. Mit Ausnahme eines einzigen Soldaten wurden alle durch das rasende Fahrzeug niedergemäht und zum Teil 20 Meter weit fortgeschleudert. Das Fahrzeug machte einen Sprung in die Luft und fiel auf einige der gestürzten Soldaten nieder. Sämtliche achtzehn Soldaten wurden schwer verletzt; an dem Aufkommen von fünf Verletzten wird gezweifelt. Der unverletzt gebliebene Mechaniker wurde verhaftet.

Die Eisenbahnkatastrophe in Mähren

32 Tote?

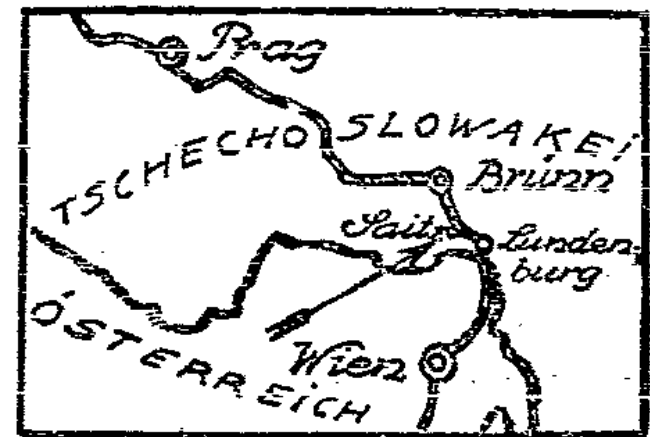
Die Eisenbahnkatastrophe auf dem Bahnhof der Station Salk in der Nähe des österreichisch-tschechischen Grenzortes Lundenburg stellt einen der schwersten Eisenbahnunfälle dar, die sich in den letzten Jahren auf dem Kontinent ereignet haben; die Zahl der Todesopfer steht noch nicht endgültig fest; nach Prager Meldungen sind bisher 32 Tote und über 50 Verletzte gezählt worden.

Das Unglück ist durch eine falsche Weichenstellung verursacht worden. Die beiden tschechischen Angestellten, der Stationsgehilfe Bartoschitz und der Weichensteller Fribich haben die falsche Weichenstellung eingestanden. Fribich erlitt bei seiner Vernehmung einen Todesanfall und konnte erst nach längerer Bemühungen beruhigt werden. Der Stationsvorsteher von Salk verfiel in einen Weintramp.

In der Station war seit dem 6. September eine neue selbsttätige Blockierungseinrichtung eingebaut, die zur Sicherung des Betriebes mit Stellenschloßern versehen war. Am Unglückstage war der Stationsgehilfe Bartoschitz mit ihrer Bedienung beauftragt; zur Erhöhung der Sicherheit war ihm der Weichensteller Fribich vorgelegt worden, dessen Pflicht darin bestand, nach der Weisung des Expedienten die Weiche ordentlich zu stellen, mit dem Sperrschloß abzuschließen und Meldung zu erstatten. In der Station fand der Laßzug 681 auf Gleis 4. Auf Weisung des Expedienten sollte der Weichensteller, sobald der Schnellzug gemeldet worden war, die Einfahrt auf Gleis 1 als Durchfahrts-gleis für Schnellzüge freistellen. Der Stationsgehilfe ließ aber die Einfahrt auf dem 4. Gleis offen und sperrte in dieser Lage die Blockierung mit dem Schloß ab; dann meldete er an Fribich die ordentliche Einstellung der Weiche. Fribich prüfte die Richtigkeit dieser Meldung nicht nach und meldete dem Zugexpedienten freie Einfahrt auf dem 1. Gleis. Der mit voller Geschwindigkeit in die Station einlaufende Schnellzug stieß dann auf den haltenden Laßzug auf.

Noch ein Breslauer Ehepaar unter den Toten

Unter den bisher festgestellten Toten befinden sich außer den bereits gemeldeten noch die Eheleute Albert und Anna Jörnig aus Breslau. In das Brüner Krankenhaus wurden unter anderem folgende reichsdeutsche Verletzte eingeliefert: Anna Otto-Kohberg aus Pommern, Ferdinand Kahler-Neuhardt D.-S.



Der Pfeil markiert die Stelle, an der die Katastrophe eintrat.

Wie ergänzend gemeldet wird, bemühen sich die amtlichen Stellen, Einzelheiten des furchtbaren Eisenbahnunglücks zu unteruchen. Der Weichensteller Fribich, der für das Unglück verantwortlich ist, veruchte nach der Katastrophe seinem Leben durch

Es ist eine Maus im Saal

Eine kleine Maus brachte es kürzlich in London fertig, einen ganzen Konzertsaal in heftige Aufregung zu versetzen. In der Londoner Queens Hall wurde eine Brahms-Symphonie aufgeführt, als plötzlich unter den Zuhörern eine Maus erschien, die unter den Heizungsröhren hervorkroch und einige Minuten aufmerksam dem Konzert lauschte. Plötzlich erblickte eine Frau das Tierchen, sie wurde totenblau, rief einen Schrei aus und sofort bemächtigte sich aller übrigen Frauen eine ungeheure Aufregung. Niemand achtete mehr auf das Konzert, Männer und Frauen begaben sich auf die Mausejagd, vier junge Mädchen mußten ohnmächtig aus dem Saal getragen werden, und auch ein nervenschwacher Jüngling beanspruchte ärztliche Hilfe. Inzwischen hörte man die Maus unter den Heizungsröhren piepen; schließlich konnte sie aus ihrem Versteck ausgejagt werden. Sie rante in die Mitte des Konzertsaales, wo sie ihr Leben unter dem Takt eines Zuhörers aushauchte.

Sisowathmonivong - Chamchakrapong

Rambodja ist ein französischer Schutzstaat in Hinterindien. Es hat heben einen neuen König gekrönt, der sich bei dieser Gelegenheit nach europäischem Muster — er ist längere Zeit in Paris gewesen — eine Spitzenkrone druden ließ. Die Krone sieht so aus: S. M. Prea Bat Samdach Prea Sisowathmonivong Chamchakrapong Heribach Barnanthor Phoovanay Kraykeofa Sou-lalay Prea Chau Chung Champuchea Thippadey Roi du Cambodge. — Man sagt, daß die Krone Selbstmord verüben, indem sie ihre Zunge verschlucken. Wir Europäer können das einfacher haben; sprechen Sie einmal diese Spitzenkrone laut vor sich hin, und wenn Sie dann noch atmen können, haben Sie eine gute Natur!

Modenwechsel in der Heilsarmee

Die Hadeln-Girls kriegen neue Hüte.

Alle Welt kennt die hübschen Hüte, in denen die weiblichen Soldaten der Heilsarmee erscheinen. In doch die „Josephine von der Heilsarmee“ gerade in dieser Tracht so vollständig geworden. Der Hut war eine Schöpfung des alten General Booth, aber nun ist er aufgegeben. Die englischen „Hadeln-Girls“ tragen jetzt keine leidliche Hüte in Lequensform, die nur die blaue Farbe beibehalten haben. Als man sich nach den Gründen dieser neuen Mode erkundigte, wurde erklärt, daß auch die Heilsrinnen der Heilsarmee sich mehr und mehr zum Subitopf bekehrt haben und daß ihnen die großen Hüte nicht mehr saßen, sie haben daher verlangt, sich eine modische Kopfbedeckung zulegen zu dürfen, und so hat man ihnen die kleine blaue Zeque zugestanden.

„Blutegel gibt es auf dem Finanzamt“

In Glatow kommt ein biederer Landbewohner zu dem Apotheker in den Laden, um Blutegel zu kaufen. Zwischen dem Bauern und dem Apotheker umflutet ein gutem Blatt ein Gespräch, das wegen seiner originellen Folgen verdient, gelesen zu werden. Der Bauer: „Guten Tag! Ich will mein eben ein paar Blutegel (Blutegel) heben.“ Apotheker: „Ja, liebe Mann, de hebb is nicht mehr.“ Der andere: „So, wo kann ich denn die Dinger kriegen?“ Apotheker: „Oh, da geht es man zum Finanzamt, da sollt es wohl ein paar kriegen könnt.“ Gelacht, gelacht. Der Bauer wandert tatsächlich zum Finanzamt und wurde dort gefällig angefahren, worauf er erwidert: „Ja, de Apotheker hilt mi doch datt jaggt, is könnt de Dinger hier kriegen!“ Die Folge davon war ein Belästigungsklage des Finanzamts gegen den Apotheker. Urteil: 20 Mark Geldstrafe. Der Apotheker bezahlte die 20 Mark, schied aber das Urteil und ein an ihn gerichtetes Schreiben des Finanzamts dem „Klabberdass“ ein. Dieser schickte dem Apotheker 70 Mark Honorar. Da fürchtete der Apotheker den Finanzamt, er habe die Strafe von 20 Mark bezahlt, vom „Klabberdass“ aber 70 Mark erhalten. Nun bitte er das Finanzamt um Angabe, unter welcher Rubrik er den Bescheid von 20 Mark zwecks Besteuerung buchen solle.



(Für den Export ist die Qualitätsfrage und nicht die Lohnfrage entscheidend.)

## Textilgroßkämpfe in Sicht

In der Textilindustrie sind neue große Wirtschaftskämpfe im Anzug. Im Münchener-Glabbacher Textilbezirk hat sich die Situation im Lohnkonflikt bereits bedenklich zugespitzt. Die Arbeitgeber haben den Beschluß gefaßt, am 15. September den Beschäftigten zum 29. September zu kündigen. Das bedeutet eine Aussperrung von 35 bis 40.000 Textilarbeitern. Mit dieser Aussperrung muß bestimmt gerechnet werden; denn die Haltung der Arbeitgeber zeigt, daß sie von vornherein auf den offenen Kampf hinarbeiten.

Die Arbeitgeber verlangen nicht mehr und nicht weniger als einen Abbau der Tariflöhne um 12 Prozent. Das ist ihre Antwort zur Forderung des Deutschen Textilarbeiterverbandes auf Erhöhung der Löhne um 15 Prozent. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen die Verhandlungen am letzten Donnerstag gescheitert sind. Will man die Lohnabbauforderung der Arbeitgeber richtig würdigen, dann muß man sich vor Augen halten, daß die Textilarbeitgeber ganz allgemein zurzeit an den Abbau der Tariflöhne herangehen. So hat der Textilarbeiterverband München-Glabbach seine Mitglieder per Rundschreiben strikte aufgefordert, unverzüglich die Arbeitsverträge abzubrechen, und zwar unter Androhung hoher Konventionalstrafen für den Fall der Nichtbefolgung der Anweisung. Man ist also zurzeit bereits dabei, die Effektivlöhne um 20 Prozent abzubauen, und trotzdem fordert man nun noch eine Kürzung der Tariflöhne um 12 Prozent. Was bedeutet das? Etwas Ungeheuerliches. Nämlich die Kürzung des Verdienstes der Textilarbeiter um etwa ein Drittel. Ist das nicht heder Wahnsinn? Wie sollen die Textilarbeiter, wenn sie nicht verarmen und verhungern wollen, mit einer Lohnkürzung um ein Drittel durchkommen? Ausgerechnet jetzt, wo es in den Herbst und Winter hineingeht und wo die Kosten für jeden Haushalt steigen?

Die Lohnabbaupläne der Textilarbeitgeber in München-Glabbach haben eine tiefgehende Erregung in der Textilarbeiterschaft wachgerufen und auch die Textilarbeiter im Reich alarmiert. Die deutsche Textilarbeiterschaft ist sich klar darüber, daß die Kämpfe in München-Glabbach und in Düren nur der Auftakt für neue große Kämpfe im ganzen Reich sein werden. Die Textilarbeiter rufen ja nicht umsonst. Die können heute der Öffentlichkeit einen neuen Beweis für die Kampftrüfung der Textilunternehmer

vorlegen. Der Verband der Arbeitgeber der sächsischen Textilindustrie hat in einem vertraulichen Rundschreiben bei seinen Mitgliedern bekanntgegeben, daß die Chemnitz außerordentliche Generalversammlung des Verbandes beschließen hat, einen Schutzfond zu bilden. Jedes Mitglied des Arbeitgeberverbandes hat an diesen Fond pro Kopf der Arbeitnehmer (kaufmännische und technische Angestellte, Arbeiter und Arbeiterinnen) je 5 Mark und pro Kopf jedes ständigen Heimarbeiters 125 Mark zu entrichten. In der Begründung dieses Beschlusses wird die bekannte Litanei heruntergebetet: Kapitalflucht der Gewerkschaften, Erneuerung des Klassenkampfgedankens als Grundlage gewerkschaftlicher Politik, verdeckte Maßnahmen zur Förderung der falschen Sozialisierung usw. Zugleich wird die Erhaltung der Privatwirtschaft und des freien kapitalistischen Unternehmertums besonders hervorgehoben und im Zusammenhang damit die Notwendigkeit eines wesentlich verstärkten gegenseitigen Schutzes betont. Unter den Gründen zur Rechtfertigung des Rückzugsfonds fehlen natürlich auch die Klagen über das Schlichtungsweesen, über Beschaffung der den Unternehmern noch verbliebenen Rechte in der Leitung des Werkes und über unternehmerfeindliche Haltung der Öffentlichkeit nicht. Sich mit dieser Litanei auseinanderzusetzen, wäre Zeitverschwendung. Die Arbeiterschaft hat Wichtigeres zu tun. Für sie muß der Beschluß der sächsischen Textilarbeitgeber ein Signal zur Sammlung sein. Dieselben Unternehmer, die über jeden Pfennig, der den Arbeitern gegeben werden soll, Zeter und Mordio schreien und ein über das andere Mal den Zusammenbruch der Textilwirtschaft prophezeien, wenden aus dem Handgelenk heraus große Summen auf für Schutzfonds. Die Kühlung der Textilindustriellen muß jetzt von der Textilarbeiterschaft mit härterem Zusammenstoß, mit Stärkung der Organisation und ihrer Kampfsmittel beantwortet werden.

Kein Zweifel die Textilunternehmer wollen den Kampf. Sie wollen Revanche. Die Konjunktur hat sie seinerzeit bei der großen Lohnbewegung widerstandslos gemacht. Der damalige Angriff des Deutschen Textilarbeiterverbandes brachte den Textilprotokollen einen glänzenden Erfolg. Das hat die Textilkönige schlafen lassen. Jetzt glauben sie den Augenblick für gekommen, Revanche nehmen zu können. Textilarbeiter, aufgemacht, aufgepaßt! Dem schlummernden Wolf glückt selten ein Gang, noch dem schlafenden Manne der Sieg.

## Die Aussperrung in der Konfektion

In der Herrenkonfektion ist die Zahl der Aussperrten nunmehr auf nahezu 40.000 gestiegen. Die Zunahme der Aussperrungsziffer erklärt sich einmal aus der Aufarbeitung der Zulassungen und dann vor allem aus dem Druck der Arbeitgeberverbände auf die Mitglieder, die sich am liebsten um die ganze Aussperrung herum gedrückt hätten. Dieser Druck zur Aufhebung der Kampffront der Arbeitgeber hat jedoch nur zeitweiligen Wert. Man will nach außen hin sich wenigstens für einige Zeit etwas stark machen, weil man in möglichst guter Haltung an den Verhandlungstisch treten möchte. Gleichzeitig mit dem Druck auf die aussperrungslustigen Elemente im Arbeitgeber-Lager ertönt immer lauter und härter die Stimme der Arbeiter, die in den letzten Tagen durch die tätigen Vertreter der Arbeiter, ganz deutlich hervortritt. Die Reichsarbeitsminister? So fragte die Textilzeitung. Die Arbeitgeber wollen so schnell wie möglich von den Verhandlungstisch gehen. Das geht aus den von ihnen inspirierten Pressemeldungen, die in den letzten Tagen durch die tätigen Vertreter der Arbeiter, ganz deutlich hervortritt. Die Reichsarbeitsminister auf die härtesten Bitten der Arbeitgeber, dann dürfte es aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in den nächsten Tagen zu Verhandlungen kommen.

Die Tarifkonflikte auf Arbeitnehmerseite haben, wie sie vor kurzem angefangen haben, über den Schiedsgericht hinaus weitgehende Forderungen aufgestellt und neuerdings angemeldet. Der Schiedsgericht, der von den Arbeitgebern und vom Reichsarbeitsministerium abgelehnt worden war, konnte als Verhandlungsbasis nicht mehr in Frage kommen. Die neuen Forderungen enthalten die Forderung, die sie vor der ersten Schiedsgerichtsverhandlung am 12. Juli verlangt worden sind, weiter wird eine neue Eingruppierung der Frauenlöhne bei Beschäftigung an Spezialmaschinen und schließlich Sicherstellung der Heranziehung von Organisationsvertretern bei der Regelung der Tarifordnungen verlangt. Das Schiedsgericht sieht nur die Heranziehung der gesetzlichen Betriebsvertretung vor. Darüber hinaus verlangen die Tarifkonflikte aber — Man mit Rücksicht auf die durch die rechtliche Umstellung notwendig gewordenen Lohnregelungen — Heranziehung von Organisationsvertretern.

## Der Schiedsgericht zur Beilegung des Konflikts auf den westdeutschen Kanälen

Am 21. Juli ist für verbindlich erklärt worden. Die Schiedsgericht zur Beilegung der Lohnkonflikte bei der Speditionsfirma Damer-Dresberg und Stern-Koblenz hat nicht für verbindlich erklärt.

## Entlassungen bei den Rautheimer Langwerken

Die Rautheimer Langwerke, die landwirtschaftliche Maschinen herstellen, haben im September 1200 Arbeiter zu entlassen. Die Geschäftsleitung kündigt ihr Bestehen mit einer landwirtschaftlichen Begründung an. Es heißt da: Die Langwerke haben wie jedes Jahr um diese Zeit mit größeren Entlassungen begonnen. Die eigentlichen Ursachen sind vorüber, und es werden nunmehr etwa 1200 Arbeiter zur Entlassung kommen. Das Geschäft an sich war jedoch und damit auch jetzt noch an.

## Die steigende Erwerbslosigkeit

In der Zeit vom 1. bis 31. August ist die amtlich mitgeteilte Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung wiederum in geringem Ausmaß gestiegen, nämlich von rund 567.000 auf 574.000 oder um 0,7 Prozent. Wie in den vorhergehenden wöchentlichen Berichten ist die Steigerung nur auf die Zunahme der männlichen Hauptunterstützungsempfänger zurückzuführen. Diese Zahl ist im August um 2,5 Prozent gestiegen. Die Zahl der weiblichen Hauptunterstützungsempfänger ist im August hingegen um 0,2 Prozent zurückgegangen.

## Die Renteninternationale

Mit am 12. September in einer Sitzung des Reichsarbeitsrates in Bonn. Die Renteninternationale wird der Internationale der Sozialistischen Arbeiterpartei (I.S.A.P.) eine Erklärung über die Einbindung der internationalen Sozialbewegung geben.

## 160.000 Mitglieder

Wichtige Entwicklung des Verbandes der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter

Rund 160.000 — das ist die Mitgliederzahl, die der Verband der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter in der kurzen Zeit seit dem Zusammenschluß erreicht hat. In einem Zeitraum von vier Monaten wurden 6000 neue Mitglieder gewonnen. In der Zunahme sind alle Gruppen beteiligt. Der Gewinn ist umso höher einzuschätzen, als in der Übergangszeit naturgemäß die Agitations- und Werbearbeit unter der Last der Verwaltungsarbeiten leiden mußte.

Der Zusammenschluß hat sich schon jetzt bezahlt gemacht. „Hoffen sie den Massen an.“ Dieses Wort Leipzigs hat sich beim Nahrungsmittel- und Getränkearbeiterverband besonders aufleuchtend bemerkbar gemacht. Das Experiment ist glänzend gelungen. Der Verband steht heute fest und geschlossen da, als ob es bei den Nahrungsmittel- und Getränkearbeitern nie etwas anderes als diesen Verband gegeben hätte. Die Geschlossenheit ist nicht allein das wahre Glück. Das Experiment der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter hat den Beweis dafür geliefert. Das Ziel aller der Konzentration verlangt neue gewerkschaftliche Formen. Das ist ja in der vorigen Woche erst auf dem Hamburger Gewerkschaftstreffen wiederholt und weithin vernehmbar ausgesprochen worden. Hoffentlich geht von Hamburg eine neue Welle zur Konzentration der Kräfte bei den Gewerkschaften aus.

## Genossenschaftswesen

Der Konjunkturgenossenschaftliche Aufstieg

In der Zeit 1925 ausgewiesenen Vierteljahresstatistik des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine über Umläge, Geschäftsergebnisse und Sparanlagen der mehr als 400 Mitglieder zählenden Konsumgenossenschaften berichteten für das zweite Vierteljahr 1927 von dem in Betracht kommenden Vereinen 622. Die Zahl der Mitglieder der berichtenden Vereine ging durch lebhaften Anschluß von „Kopierhelfern“ trotz sehr erheblicher Harter Zugänge von 2.551.217 auf 2.755.612 zurück: eine Zunahme von 204.395 Mitgliedern, während der ersten Vierteljahreszeit von 17,5 Millionen Mark. Dagegen übertraf er den des zweiten Vierteljahres 1927, der 231.939.964 Mark betrug, um rund 31,9 Millionen Mark. Je Mitglied betrug der Vierteljahresumsatz 24,99 Mark, gegenüber 23,90 Mark im ersten Vierteljahr 1927 und 24,6 Mark im zweiten Vierteljahr 1927. Gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres war also eine ansehnliche Zunahme von 1,09 Mark zu verzeichnen.

Der Umsatz der Konsumgenossenschaften bei der Großeinlosumgebung betrug 95.555.715 Mark, gegen 100.572.324 Mark im ersten Vierteljahr 1927 und 82.688.316 Mark im zweiten Vierteljahr 1927, gemessen am Umsatz der Vereine betrug er 38,70 Prozent, gegen 48,57 Prozent im ersten Vierteljahr 1927 und 38,30 Prozent im zweiten Vierteljahr 1927. Der Umsatz der Vereine in Gesamtheit der Großeinlosumgebung betrug 24.194.195 Mark, gegen 24.919.416 Mark im ersten Vierteljahr 1927 und 12.022.694 Mark im zweiten Vierteljahr 1927, gemessen am Umsatz der Vereine betrug er 2,79 Prozent, gegen 19,12 Prozent im 1. V. J.

Der Geschäftsanteil der Mitglieder betrug von 44,2 Millionen Mark auf 45,3 Millionen Mark oder um reichlich 1 Million Mark im Vergleich zum Vorjahr betragen die 17,17 Prozent, gegen 17,28 Prozent im vorigen Vierteljahr. Die Reserven aller Konsumvereine betragen auf 4,4 Millionen Mark oder um rund 1,8 Millionen Mark im Verhältnis zum Umsatz gingen sie von 17,5 Prozent auf 17,19 Prozent zurück.

Der Wachstum der Sparanlagen war nicht so groß wie im ersten Vierteljahr 1927, die Reserven von 233.640.547 Mark auf 235.295.465 Mark oder um 1.654.918 Mark. Es sind heute rund 229 Millionen Mark neue Sparanlagen vorhanden. — Im Gesamtwesen der Vereine mit der Gesamteinlosumgebung ist eine erhebliche Steigerung zu verzeichnen, in der Gesamtsumme von 81,8 Millionen auf 147 Millionen auf rund 82,5 Millionen Mark.

Die Geschäftslage in der Textilindustrie hat sich weiter verschlechtert; betroffen werden davon vor allem die Baumwollspinnereien und Webereien. Hier sind die Verschlechterungen auf die unübersichtliche Preisgestaltung auf dem Rohstoffmarkt zurückzuführen. Noch vor einigen Wochen schätzte man den zumutlichen Ertrag der auslagereichen nordamerikanischen Baumwollenernte ungünstig mit 13,5 Millionen Balken. Neuerdings hat man zugeben müssen, daß zum mindesten eine Mittelernte mit etwa 15 Millionen Balken zu erwarten ist. Natürlich hofft man jetzt in Fabrikantentreisen auf Senkung der Preise für das Rohmaterial; aber in dem spekulativen Kammerlind ist die Entwicklung in allen Baumwollproduzierenden Ländern ungünstig beeinflusst worden. Gegenwärtig halten die Käufer mit Abschlüssen zurück, eine Erscheinung, die man auch auf der Leipziger Herbstmesse beobachten konnte. Handel nimmt nur die notwendigste Bedarfsdeckung mit möglichen Lieferfristen vor.

Soweit neue Aufträge eintreffen, von denen auch das Konjunkturforschungsinstitut berichtet, sind diese nicht umfangreicher, um der Fabrikation einen genügenden Auftragsbestand und eine umfangreiche Aufnahme der Produktion zu gewährleisten. Dazu kommt, daß im vorigen Jahre unter Einfluß der niedrigen Baumwollpreise die Produktion stark überpannt worden ist. Die Nachwirkungen machen sich jetzt bemerkbar. Die Produktionskapazität und die Absatzmöglichkeit stehen in einer schmerzlichen Mißverhältnis.

Die Textilindustrie zeigt in letzter Zeit eine gewisse innere Festigkeit. In einzelnen Branchen sinkt allerdings der Beschäftigungsgrad immer noch ab; andere Branchen haben ab den Eingang von ganz erheblichen neuen Aufträgen zu verzeichnen, jedoch man in einigen Bezirken, wo bisher bisher überzür arbeitete, wieder zur Vollarbeit übergegangen ist. Zu den begünstigten Zweigen der Textilindustrie gehören z. B. die Kammereien und die Spinnereien. Hier ist auch eine Uebererschreitung der 48-Stundenwoche zu beobachten. Auch die Seiden- und Seidenindustrie hat eine gewisse Besserung erfahren; u. a. berichten rheinische Firmen über vermehrte Auftragsaufträge. Eine Erweiterung ihrer Produktion dürfte auch die Kunstseidenindustrie vorgenommen haben. Die zeitweilige vorgenommene Betriebseinschränkungen im Wuppertal sind lediglich auf Mangel an weichem Wasser zurückzuführen, der bei der Trockenperiode auftrat. Dagegen klagt die Seidenindustrie in der Hauptsache im Wuppertal ihre Schwierigkeiten über schlechten Geschäftsgang.

In der Seidenindustrie liegt das Geschäft nach wie vor sehr ungünstig. Sie leidet seit Jahren unter schlechter Rohstoffversorgung; auch in diesem Jahr hört man von Hiobs-Nachrichten, monach die Flachsernte in Rußland, wovon die deutsche Verarbeitung stark abhängt, schlecht ausgefallen ist. In der Teppichindustrie ist guter Geschäftsgang vorherzusehen, trotzdem liegen aus einzelnen Orten Meldungen über Einfuhr von Rußland vor. Jeder Auftrag für längere Zeit verfügt die Industrie, in der überall flott gearbeitet wird. Die 48-Stundenwoche dürfte wohl gegenwärtig nirgendwo eingehalten werden. Regte Tätigkeit herrscht auch in der Seil-, Bindfaden- und Klebindustrie.

Bei den Wirkereien und Strickereien und in der Trikotagenindustrie dürfte die Nachfrage nach Stapelartikeln und Standardware etwas zurückgegangen sein. Jedoch hat das der guten Konjunktur keinen Abbruch getan. Die Entwicklung in der Strumpfabrikation verläuft uneinheitlich. Die Nachfrage nach kunstseidenen Frauenstrümpfen und Männerstrümpfen ist nicht mehr so stark wie früher. Dagegen werden Frauenstrümpfe mit Wolle plattiert sehr gefragt. Hier hat man auch alle Hände voll zu tun. In der Gardinen-, Spitzen- und Tüllherstellung mußte man sich vielfach zur Konkurrenz entschließen, jedoch nur wenige Betriebe voll arbeiten.

Wo in der Textilindustrie im Laufe der Monate Juli und August Verschlechterungen eingetreten sind, darf man sie nicht zu irrtümlich nehmen. Diese Monate bringen erfahrungsgemäß immer neuen Rückschlag, weil große Teile der Industrie während des Hochsommers im Saisonwechsel stehen. Auch Zufälligkeiten wie die Preisbildung für Baumwolle haben auf den Geschäftsgang eingewirkt. So ist z. B. auf eine Belebung in der Baumwollindustrie zu hoffen, wenn man erst klar über die Preisgestaltung auf den Rohstoffmärkten steht. An die Wiederkehr einer Hochkonjunktur jedoch, wie wir sie im Jahre 1927 erlebt haben, ist nicht zu denken. Dafür fehlen alle Voraussetzungen.

Von Bedeutung ist deshalb die Frage, inwiefern man den Auftragsausfall auf dem Inlandmarkt durch Exportaufträge ausgleichen kann. Der Auslandmarkt bietet dafür Ausichten. Voraussetzung ist jedoch, daß sich unsere Baumwollindustrie auf die Herstellung feinerer Qualitäten einstellt. Es zeigt sich z. B., daß die Betriebe, die feinere Qualitäten produzieren, weit besser beschäftigt sind, als Betriebe, die Stapelware herstellen. Mit Stapelartikeln ist der Weltmarkt gegenwärtig überflutet. Die überseeische Konkurrenz mit ihren phantastisch niedrigen Löhnen hat hier so günstige Positionen, daß sie kaum zu schlagen ist. Wenn unsere deutschen Fabrikanten nun immer behaupten, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Textilindustrie durch Reduzierung der Löhne stärker drücken zu können, so ließe sich sie mit einem Experiment, das sich bitter rächen könnte. Für den Wettbewerb deutscher Ware auf dem Weltmarkt ist nicht die Lohnfrage, sondern die Qualitätsfrage entscheidend. Wenn man diese Tatsachen nicht genügend in der Exportpolitik berücksichtigt, können die deutschen Unternehmer erleben, daß sie eines Tages in ähnlicher Weise aus dem Auslandsgeschäft herausgedrängt werden, wie das der englischen Baumwollindustrie passiert ist.

## Das landwirtschaftliche Notprogramm

ist in seinen einzelnen Stappen fast vollkommen durchgeführt. Wie das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft mittelst, ist unter anderem über die im Rahmen des Notprogrammes für die Organisation und Absatzförderung von Schlachtwiech und Fleisch bereitgestellten 8 Millionen an Beihilfen und 22 Millionen mit Reichsgarantie ausgefallene Darlehen vollkommen verfügt worden. Sie fanden bei der Verwendung für die Gewinnung neuer Abzahaebiete für Schweine, ferner für die Rationalisierung der Schweinezucht und für die Organisation des genossenschaftlichen Viehabzuges.

## Dividenden im Braugeschäft

Die deutschen Brauereien warten auch in diesem Jahre mit Rekorddividenden auf; vielfach ist mit einer Steigerung der Dividende zu rechnen. So erhöht die Haffner-Brauerei sehr wahrscheinlich ihre Dividende von 12 auf 15 Prozent. Der Schultheis-Konzern wird dieselbe Dividende (15 Prozent) wie im Vorjahre zahlen; jedoch ist dabei zu beachten, daß der Schultheis-Konzern in diesem Jahre für ein wesentlich höheres Kapital Dividende ausschütten muß.

## Oberhessens Steinkohlenförderung

In der Woche vom 27. August bis 2. September betrug die Kohlenförderung Oberhessens an 6 (6) Arbeitslagern (alles in Tannen) 405.364 (390.858) und arbeitsmäßig 67.561 (65.143). Durch Verkauf wurden insgesamt 363.333 (358.497), und zwar innerhalb Oberhessens 110.072 (108.044), nach dem übrigen Deutschland 253.261 (250.453) und nach dem Ausland 7.994 (2.645) abgesetzt. Mit der Hauptbahn wurden 309.343 (306.451) und auf dem Wasserwege 266.665 (1625) verfrachtet. Die Kohlenbestände erhöhten sich auf 428.240 (390.523) und die Kohlenreserven auf 60.566 (77.478). Angefordert und gestellt wurden insgesamt 22.957 (23.612) Wagen.





## Knobelsdorff

31. seinem 175. Todestag am 16. September.

Ein vortrefflicher Bestandteil der nationalstiftlichen Propaganda für den Allen Fritz ist seine angebliche Kunst- und Wissenschaftler gewesen. Das sei eben das Einzige an ihm, daß er als Feldherr ebenso groß gewesen sei wie als Dichter, Staatsmann, Baumeister. Eine solche Vielseitigkeit aber gerade bei Fürsten weist etwas Fatales. Die „Vielseitigen“ sind in der Regel Dilettanten und Plünderer gewesen. Friedrich II. und Wilhelm II. haben darin eine überraschende Ausnahme, daß sie sich viel zu sehr um Dinge gekümmert haben, denen sie nichts verstanden. Was Friedrich II. von bleibendem Werte gebaut hat, das steht an Zahl weit zurück hinter einerseits Theater- und Kutschenarchitektur, mit der er in Potsdam „verschönte“. Selbst dieses wenige Wertvolle nicht sei eigenes, sondern Knobelsdorffs Verdienst.

Als Sohn eines Landjunkers ist Georg Wenzeslaus Knobelsdorff in der Nähe von Crossen 1699 geboren. Die spätere Offizierslaufbahn scheint ihm nicht behagt zu haben: als Hauptmann des Ingenieurkorps — d. h. technischen Truppen — hat er schon mit 30 Jahren seinen Abschied. Er bildete sich nach Selbststudium weiter — in dem Berlin Friedrich Wilhelms I. gekrönten Korporals, war künstlerisch und wissenschaftlich nicht ohne Talent — und machte 1736 eine italienische Reise. Der Kronprinz jagt ihn in seinen Kreis und ließ sich von ihm das Schloß Hohenberg umbauen. Noch im Jahre seines Regimentsabschieds, 1740, schickte Friedrich II. Knobelsdorff zur Beobachtung der Stadien nach Paris auf die Akademie. Das war das erste für Knobelsdorff, der von den schwerfälligen Prunkformen des italienischen Barock, zu denen sich Andreas Schlüter, der Bauer des Berliner Schlosses, bekannt hatte, wegstrebte zu neuen, klaffenderen Formen.

Als ein reifer und als gelernter Meister lehrte Knobelsdorff in Berlin zurück. Große Aufgaben harrten seiner: Friedrich II. ließ das Charlottenburger Schloß um einen neuen Ring vergrößert haben, der ein prachtvolles Treppenhaus und eine Spiegelgalerie im Stile von Versailles erhalten sollte. Zum war dieser Bau fertig, da mußte ein Opernhaus unter Linden erbaut werden. Hier, an diesem schönsten aller Operntheatergebäude — vor dem jetzigen Umbau der letzten Jahre — konnte Knobelsdorff sich zum ersten Male ganz frei entfalten. Mit diesem Tempelgebiet und den ruhigen Seitenwegen war ein neues Ideal der Baukunst aufgestellt: jene edle Einfachheit, die allen barocken Schmuck überwinden sollte. Es war Zukunftsmusik — Friedrich selber hat am wenigsten die Bedeutung dieser Einfachheit für einen armen Staat begriffen. Beweis dafür ist, daß er dreißig Jahre später die bombastischen Pläne des Gen darmenmarktes aufzuführen ließ, nachdem er das neue Palais in Potsdam hat erbauen lassen.

Im Jahre 1745 beginnt der Meister gleichzeitig zwei große Bauarbeiten: er baut das Potsdamer Stadtschloß um und entwirft eine Idee des Bauherrn den „königlichen Weinberg“, das Sommerloos Sanssouci. Zwei schwierige Aufgaben, um die der Künstler wahrhaftig nicht zu beneiden war. Das Stadtschloß war früher ein unheimliches Wasserfest, das der Große Kurfürst als Jagdschloß angelegt hatte. Den hohen Gärten, das einzig schöne daran, hatte der „Soldatenkönig“ in eine Sandwüste, einen Exerzierplatz für seine „langen Plais“, umändern lassen. Knobelsdorff macht ein elegantes Palais im französischen Geschmack daraus, mit einem weit vortragenden Mittelbau und Pavillons. Vor dem Mittelteil ist eine pompöse Auffahrttrappe. Ein Teil des Paradeplatzes ist erhalten; daran schließt sich ein französischer Park mit Mauern und einer monumentalen Fontäne. Aus der Not macht eine Tugend: der freie Platz, der nach der Havel zu mit einem ungelängert abgegriffenen wird, dient als Durchgang an dem langgestreckten Markt vorbei in die Prachtstraße, die nach der Gartenstraße über den Kanal und nach einem Stadttor führt, alles hierher auf eine Achse — ein einheitlicher Stadtbau.

Knobelsdorff denkt wie alle großen Baumeister über das Einzelgebäude hinaus an die Verknüpfung der einzelnen Architekturen zu einem organischen Ganzen.

Das Motiv des aus gestuppelten Säulen bestehenden Gitters, ist abstrakt, ohne den Blick zu hemmen — eine Knobelsdorffsche Originalität —, taucht zuerst in Rheinsberg auf. Sie wird auch für den Abschluß des ovalen Hofes von Sanssouci übernommen. Das wurde auch der herrliche marmorne Speisesaal des Sommerlooses gestaltet, mit einer Kuppel über dem Hof. Die Art weltliches Pantheon. Über schon beim Bau des Schlosses gab sich eine Meinungsverschiedenheit mit dem königlichen Baumeister. Der Architekt riet zu einem Sockel, der den niedrigen Bau über der Terrassenanlage herausheben und vor Feuchtigkeit beschützen sollte. Friedrich widerlegte sich: er wollte um jeden Preis mittelbar aus seinen Gemächern in den Park heraustreten können. Knobelsdorff hatte Recht: das Schloßchen steht zu tief im Boden, wenn man es vom Park aus sieht, und es ist wegen seiner mörderischen Feuchtigkeit so gut wie unbewohnbar.

Diesmal wurde der Bruch noch vermieden. Als aber der König an den Architekten das Ansuchen stellte, das schlichte Potsdamer Potsdam durch vorgeliebte italienische Paläste in eine botanische Prachtresidenz zu verwandeln, da gab Knobelsdorff entschieden „Nein“ und wurde in Angedenken verbannt. 1751 war das Stadtschloß vollendet. Zwei Jahre später ist der Meister, noch in der Blüte seiner Kraft, vergrämt und verbittert gestorben. Der König, der in seiner Ueberheblichkeit das Wirken dieses besten aller preussischen Architekten angelegt hatte, hielt ihm eine phrasenhafte Leichenrede.

Knobelsdorff hat übrigens auch an den Schülern zu erben und Zerbst gearbeitet. Der Berliner Tiergarten ist ebenfalls von ihm angelegt worden. Dieser Künstler als Gartenarchitekt nicht weniger groß gewesen denn als Baumeister. Mit ihm ist die Größe und Reinheit des Potsdamer Barock ins Grab gesunken.

Hermann Hieber.

## Dieser mein Hund da

Erzählung von Henry Lawson, Sidney (Australien).

Dem Schaffner Makarius war ein Kaffal zugeflogen. Um die Wahrheit zu sagen: er hatte sich in einer am Wege gelegenen Kiste in trunkenem Zustande in eine Kellerei eingelassen, aus welcher er dann mit drei gebrochenen Rippen, einem zerquetschten Kopf und verschiedenen kleineren Ausschüttungen daheim gekommen war. Sein Hund Tally war zwar ein tüchtiger, aber wilder Teilnehmer in der Wirtshausorgel gewesen und war dort mit einem gebrochenen Bein entkommen. Makarius hatte also nachher seinen Kragen und schlug sich schweigend wie es eben ging, eine Stunde von zehn Meilen bis zum nächstgelegenen Gewerkschaftsamt durch. Weiß der Himmel, wie er sich zu Hause „draußen“ erweckte, er selber nicht genau. Tally hatte hinterher, immer wieder auf seinen drei Beinen.

Die Doktoren untersuchen des Mannes Verletzungen und geben sein Aussehen über. Auch Doktoren sind mit Überraschung, weil sie es nicht immer zur Schau tragen. Sie wollten ihn schon in Pflege nehmen, aber sie

## Krim-Erinnerungen

### Der wahnsinnige Bela Kun — Die Massen-Hinrichtung von 10 000 zaristischen Offizieren Weli-Israimow — Bei den Krim-Tataren — Die „grüne“ Armeebanditen

Von Oswald Zienau z. St. Rußland

Jugend so ein verträgliches Mißverständnis ließ mich an einem südlichen Vormittag 1924 in aller Hergottsfrühe auf dem Bahnhofs Simferopol herumsehen: ein tollkühner Frühmorgen, genossen mit der Einschränkung der Ungewißheit nächster Stunden in einer fremden Stadt. Aber in dieser krim-tatarischen Hauptstadt sollte es ja deutsche Kolonisten, eine deutsche Küche mit einem schwäbischen Pfarrer geben. So jagt dann ich durch dieses, auch so behutlich erwachende Simferopol, wo sich an den Stragenden tatarische Schuppuker etablierten und Milchkannen und Flaschen reihenweise vor den Haustoren aufgestellt wurden. Simferopol mußte doch eine eheliche Stadt sein, daß man so öffentlich mit anderer Leute Milch verfuhr.

Bei dem Pfarrer Schubert, den ich mit schon tatarischer Beharrlichkeit über tatarisch unverständliche und russisch auch nur halbverständliche Auskünfte bei besagten Schuppuken aus dieser Stadt und ihrer Frühe herausklaube, löste sich dann der weitere Tag und unerwartet auch das Mißverständnis vom „Telegramm, das ihn nicht erreichte“ auf. Ein Mißverständnis veranlaßte die Simferopoler Deutschgemeinde in ihrem kleinen, stillen Gotteshaus, und mit einem Male stand ich in einem Meer von Fragen schwäbischer Jungen. Ein Stück Heimat in krim-tatarischer Fremde . . .

Schon an einem der nächsten Tage lernte ich ein Stück Krimsteppe kennen, die auf der Westseite der Krim sich bis zum Schwarzen Meere herunterzieht. Ueber Laski, vorbei an dem riesigen Salz- und später an kleinen Gebirgen getrockneten und für den Abtransport frei und dicht an der Küste lagernden Salzes, führt der Steppenfahweg — wenn man zu der eingeborenen Radspur so lagen will — nach Eupatoria, dem einzigen Schwarzmeerbadeort auf der Krim-Westseite. Eupatoria, Bade- und Villenort hochgezogener russischer Vortriebsherlichkeit, wegen seines langgestreckten und felsigen Strandes den Badeorten der Südkrim stark bevorzugt.

Eupatoria war nun aber nicht mehr als eine grauliche Ruine. Ein Haus, ein Fenster und Türen vorhanden und sich gar schließen und öffnen ließen — war eine ganz gewöhnliche und offenen Mundes bestaunte Karität, wert in einem Museum verstaubt zu werden. Die Prachtvillen der weithin sich ziehenden Strandpromenade überwiegend bis auf die kalten Steinmauern zerstört, die Gärten nicht mehr als Unkraut überwucherte Wüsteneien, besät mit von Ratten und sich nehmenden losjähigen Raubgeier. — Bodenlose Zerstörung und unauffälliger Verfall — das war das ehemalige Luxusbad der Krim: Eupatoria.

In solcher Umgebung fiel der Name Bela Kun. Die Krim, während der weiß-roten Kämpfe in Südrußland Zustands des russischen Hochadels und der Finanz, die gemeinam mit dem erresteten Gelde möglichst alles bestehende und bewegliche Gut als spätere Vermögensgegenstände aufzukaufen, wurde Gegenstand einer besonderen bolschewistischen „Säuberung“. Bela Kun wurde beauftragt, als Chef einer außerordentlichen Kommission die letzten Reste „weißer Elemente“ zu vernichten. In welchem Ausmaße diese „Säuberung“ durchgeführt wurde, ist nach den Spuren gerichtet, nicht zu veranschaulichen. Konzentrierter Vernichtungswahnsinn: das war das gebliebene Eupatoria, das im Mittelpunkt der bolschewistischen Aktionen stand.

Aber nicht nur Eupatoria zeugt von dem „wahnsinnigen Kun“, wie dieser Ungar nicht nur von ihm Uebelwollenden und weit über die Krim hinaus, sondern selbst hinter den Krimmauern später genannt wurde. — Einige zehntausend weißer Offiziere hatten sich gegen zukünftige Liquidität und darauf Zusicherung ihres Lebens Bela Kun unterworfen. Jährt man über das südliche gelogene Kronenthal auf Eupatoria zu, so führt der ungleiche Landweg bald hinter Simferopol an einem schroff niedergebenden tuerndigen Hang vorbei: vor dem diese über zehntausend weiße Offiziere ihr Vertrauen in Bela Kun mit ihrem Leben bezahlten mußten.

Maschinengewehre mußten zu dieser Massenezekution verwendet werden. Lenin selbst hat Bela Kun von seinem verzehrenden Glauben abberufen; Lenin war es auch, der seinen aus der übertragenden Aufgabe herausgebrochenen Krim-Vertrauensmann als geistig gestört bezeichnete und Bela Kun tief in der Verenkung verschwinden ließ.

Ueber lange Jahre lebte Bela Kun in dem stillen Katalin-Bereulof, nach der Zeit beruhigter Gemüter mit dem Amte eines Sekretärs der dritten Internationale bekleidet; so harmlos sein Dienst, so frühlich-gutmütig der Lebenszustand seiner Familienhäuslichkeit in diesem Moskauer Hause. Unerschütterlich für jeden, der Bela Kun von der Krim her kennt!

Daß Bela Kun aus der Verenkung geholt und mit bestimmt wichtiger südeuropäischer Aufgabe betraut worden ist, hat für den Moskauer Komintern seine wohlüberlegten guten Gründe. Denn niemand in Moskau setzt wohl so bis zur Selbstaufgabe rüd-

ichtslos seine Person an die Sache, wie dieser Bela Kun. Mit ihm ist alles in Szene zu setzen; zu keiner Minute und unter gar keinen Umständen braucht man ein Verjagen dieser Nerven, ein Vergessen seiner fessellosen Automatenhaftigkeit zu befürchten, wo das Fehlen der einen und das absolute Bewußtsein des andern diesen Mann von Aktion zu Aktion treibt, ohne jegliche Rücksichten oder leiseste menschliche Regungen oder sachliche Zweifel.

In einem anderen Tage meines damaligen Krim-Aufenthaltes war Empfang beim Präsidenten des Volksgenossenschafts der Krim-Tataren angelegt. Von diesem Präsidenten mußte ich nur, daß er kürzlich für einen verdängten Trokisten — damals letzten Bemühungen ein, um Trokist ein Vakuum zu schaffen — in Amt und Würden gekommen war. Die Residenz der Krim-Tataren-Vollzugsbehörde war ein gewöhnliches Hotel: ein zantes Gemimmel in diesem Hause, zu bunt, als das einzelnes zu schildern möglich wäre. Menschen jeglichen Leibes vom Dandy bis zum Lumpenproletarier, lange, hallende und schallende Gänge, angefüllt mit Gespözi und Lachen, und Türen ohne Zahl. Jemandwo wurden mein Begleiter und ich hereingeführt; man sah auf der Erde, da nichts anderes zum Sitzen da war. Mit reichlicher Gastfreundschaft machte man uns auf einen Herrn aufmerksam, der sich von den anderen nur dadurch unterschied, daß er als einziger auf dem einzigen vorhandenen Stuhle und an einem Schreibtisch saß. Mit einer langen Armbewegung zeigte uns dieser Herr eine weitere Tür und winkte zu ihr hin. Mit solchen, übrigens auch in anderen Weltteilen gern benutzten Hilfsmitteln der Zeichensprache landeten wir bei dem Tatarisch Welt Israimow, Vorsitzenden des Volksgenossenschafts der Krim-Tataren.

Mustafa Chaisserow war der persönliche Sekretär. Beide saßen einträchtig hinter einem riesigen Schreibtisch. Nachdem wir als Fremde aufgefallen, folgte orientatisch weitjähige Beglückungsgesänge.

Unsere Unterhaltung wurde oft genug vom Gang der Präsidentschafts unterbrochen, die lustig und ungeniert in der Bunttheit der Tagesereignisse an uns vorüberzogen. Und man muß sagen, daß diese Präsidentschafts nicht durch irgendwelchen Respekt eingengt waren: buchstäblich von der Straße des Alltags fröhlicher tatarischer Hirten, trat das vielstimmige Leben in dieses Regierungskabinett hinein. Wenigstens während unseres Besuchs war es so: verständnisvolle Weisheitigkeit ließ die tatarischen Bittsteller mit jugendlicher Entschiedenheit oder gegenkommendem Rat hoffnungsfreudig abtreten, mit inbrünstigen menschlichen Segenswünschen für diesen so volksnahen Präsidenten — Weli Israimow.

Zu der Zeit gab es in der Krim noch ein „Grüne Arme“ die als Splinterreste in den Schlupfwinkeln der Wälder der Südkrim ihr Unwesen trieb. Die Hauptquartiere Simferopol — Sachschisarai — Sewastopol — Jalta war das besondere Betätigungsfeld dieser Banditen.

Sachschisarai, diese alte Tatarenfeste aus der Styrzeit, nur eine romantische Ruine, herzlich gelegen auf einem Sattel des Südbahnganges des Tschaterbads, des einzigen bis zu 1100 Mtr. hohen Gebirgszuges der Südkrim, hat so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß der Reisende nichts unversucht lassen wird, auf diesem Wege zur Schwarzen Meer-Küste zu ziehen. Denn unvergleichlicher Genuß, auf diesem Ruinenfelde alter Styrbauten zu stehen, vor einem die freitrag mondbelichterten Blüten des unabsehbar Meeres. Und wer gar glücklich ist in Wäldern, den ersticht zwischen Ruinen altmühsamlich-buntes Festgewebe, aus den Wäldern raunt die Wucht vergessener Instrumente und Melodien, so zauberhaft-art wie der Langschritt der Schleierwesen, die den tatarischen Khans die Stunden kürzten.

Doch die „Grüne Arme“ schien einen dicken Strich durch diese Rechnung zu machen: und der Präsident zählte mit minutiöser Genauigkeit der Einzelnorgänge hübsch chronologisch geordnet alle Räubereien her und vergaß nicht zu erwähnen, daß erit wenige Tage zuvor ein Diplomat sich und die Regierung in peinliche Verlegenheit gebracht habe: denn die „Grüne Arme“ hat ihn bis aufs Letzte ausgezogen und einfach stehen lassen. Ja, das war schon peinlich. Aber merkwürdig, daß die tatarische Regierung so gar nicht Herr solcher Situation werden konnte, wo doch in der übrigen Union der Banditismus mit allen Mitteln ausgerottet wurde.

Weli Israimow und sein erster Sekretär Mustafa Chaisserow waren stamme Anhänger des zur ausschließlichen Macht strebenden Moskauer Zentralkomitees, und ebenso erklärte Gegner Trokists. Diese beiden haben bestimmt gewußt, weshalb sie der aufkommenden Macht dienten; in Moskau erfuhr man es erst Jahre später. Aber nicht zu spät, um diese barbarische Stellung der Zentrale vergelten zu können. Die Krim ist ihre geringere Los geworden: Bela Kun sibt fern. Weli Israimow und Mustafa Chaisserow sind auf irgendeinem Unger verhaftet. Alle drei sieht die Krim nie wieder.

erhoben gegen Tally Einwendungen. Hunde waren an Ort und Stelle nicht gestattet.

„Sie müssen diesen Hund wegführen!“ sagten sie zu dem Schaffner, als er sich am Rande seines Bettes niederlegte. Makarius gab darauf keine Antwort.

„Wir können absolut keine Hunde gestatten, lieber Mann“, sagte jetzt der Doktor in etwas lauterem Tone, weil er dachte, daß der Mann taub sei.

„Dann tötet ihn im Hofe an!“

„Nein, keineswegs, er muß weg von hier. Hunde sind innerhalb des Anstaltsgebäudes nicht erlaubt.“

Makarius erhob sich langsam, bis er wieder auf seinen Füßen stand, verbiß seinen großen Schmerz hinter seinen geschlossenen Zähnen, knöpfte sich dann schmerzvoll sein Hemd über seiner behaarten Brust zu, erariff dann seine Jacke und wandte zu der Ecke, wo sein Kuffack lag.

„Was fällt Ihnen denn ein, was machen Sie denn da?“

„Ihr wollt meinen Hund also nicht hier behalten?“

„Nein, das wäre gegen die Vorschriften. Hunde sind an Ort und Stelle keinesfalls erlaubt.“

Er hüdtte sich, um seinen Kragen in die Höhe zu haben, aber der Schmerz war ein zu großer, und er lehnte sich gegen die Mauer.

„Also kommen Sie, kommen Sie, Menschenkind!“ eiferte der Doktor jetzt ungeduldig. „Sie können verrückt zu sein. Sie wissen doch sehr gut, daß Sie nicht inskande und weggucken. Der Wärter wird Ihnen befehlen, Sie zu entleiden.“

„Nein!“ sagte Makarius. „Nein, wenn ihr meinen Hund nicht aufgeben wollt, dann braucht ihr mich auch nicht aufnehmen. Er hat ein gebrochenes Bein und hat es notwendig, daß man es ihm einrenkt, genau so — genau so — wie ich. Wenn

ich gut genug bin, um hier bleiben zu können, dann ist er es auch — und — vielleicht noch besser!“

Er hielt einen Augenblick inne, atmete schmerzvoll, und dann wandte er sich zum Gehen.

„Dieser — dieser mein alter Hund da ist treu und redlich hinter mir eingeklinken, zwölf Jahre, all diese schweren und hungerigen zwölf Jahre hindurch. Er war das einzige Ding — das einzige Ding um mich herum, das immer besorgt war, ob ich auf dieser verdammten Wegstraße am Leben war oder liegen blieb oder verfaulte.“

Wieder hielt er inne und nach einem Weilschen fuhr er fort:

„Dieser — dieser mein Hund da wurde auf der Landstraße geboren“, sprach er mit einer Art von traurigem Wähein. „Monatelang hab' ich ihn in meinem Zerkoff herumgetragen, und nachher, als er ein wenig größer war, auf meinem Rücken. . . und die alte Hündin, seine Mutter — sie hat ganz beständig hinter uns einher — hin und wieder schnüffelte sie am Zerkoff herum — gerade nur, um sich davon zu überzeugen, ob alles mit dem Jungen in Ordnung sei. . . Weiß der liebe Herrgott, wieviele Jahre sie hinter mir einhertrappelte. Sie lief hinter mir, bis sie blind war — und dann sogar noch ein paar weitere Jahre. Sie lief mit hinterher, bis sie sich nicht mehr länger durch den Staub schleppen konnte, und dann — dann hab' ich sie getötet, weil es nicht mehr möglich war, sie am Leben zu lassen.“

Wieder machte er eine Atempause.

„Und dieser mein alter Hund da“, fuhr er fort, indem er Tallys emporgestreckte Nase mit seinen trübsinnigen Fingern erührte, „dieser Hund ist hinter mir zehn, ja zehn Jahre einhergelaufen: durch Wasser und durch Dürre, durch gute Zeit und schlechte, sehr böse, und er hat mich immer bewahrt, daß ich toll wurde, wenn ich keinen Kameraden hatte und kein C.“ auf der



einsamen Landstraße; und Wochen hindurch hat er mich behütet und bewacht, wenn ich etwas zu viel hinter die Binde gegossen hatte — wenn ich mich in den vermalebten Schenken betäubt und vergiftet hatte; und mehr als einmal hat er mir das Leben gerettet, und oftmals, sehr oft dafür Tritte und Flüche als Dank genommen, und mir noch oft dem Vergeben, und — und sich sogar für mich geschlagen. Er war das einzige Lebewesen, das für mich Partei ergriß gegen dieses Lumpenpad, als ich gegen mich in der alten Wirtstube da unten loszog — und einigen von ihnen hat er auch seinen Denzettel eingegraben und — und ich hab' es auch so getan."

Er ruhete wieder ein wenig aus. Dann schloß er Luit, bis seine Zähne fest zusammen, nahm sein Bündel auf den Rücken, trat in den Türeingang hinaus und blickte nach allen Seiten herum.

Der Hund hinkte aus seiner Ecke hervor und blickte ihn angrifflich an.

"Dieser mein Hund da", sprach Malarius zu dem ganzen Spitalpersonal, das um ihn herum stand, "dieser mein Hund da ist ein besserer Hund als ich ein Mann bin — und auch, wie es scheint, ein besserer als Ihr, und besser als mancher Christ. Er war mir ein besserer Gesährte und Freund, als ich es je einem Menschen war — und ein Mensch niemals mir. Er hat mich bewacht, oft und oft davor behütet, daß ich beraubt wurde, für mich gekämpft, mein Leben gerettet und als Dank von mir bestunkene Tritte und Flüche bekommen — und mir stets vergeben. Er war mir ein treuer, aufrechter, rechtschaffener und ergebener Kamerad — und ich will ihn jetzt nicht verlassen. Ich denke gar nicht daran, ihn mit einem gebrochenen Bein auf die Landstraße hinauszutragen. Oh — oh, mein Gott, mein Rücken!"

Er schloß auf und taumelte nach vorwärts, aber sie packten ihn, nahmen ihm sein Bündel ab, und brachten ihn zu Bett.

Eine halbe Stunde später hatte man den Wollschere einigermassen wieder in Ordnung gebracht. „Wo ist mein Hund?" fragte er, als er wieder zu sich kam.

„Oh, der Hund befindet sich wohl“, sagte die Pflegerin ziemlich ungeduldig. „Plagen Sie mich nicht damit. Der Doktor behandelt gerade unten im Hofe kein Bein.“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

### Seine Pflegerin

Von Erik Juel

Berton kann sich der Sonne, der Bäume, des Himmels, seines Vaters, seiner Mutter, Brüder und Kameraden entsinnen. Das Aussehen dieser Menschen steht klar vor ihm, mitten in der Finsternis, die ihn umgibt, seit jener verhängnisvollen Stunde, da das Unglück geschah.

Berton war noch ein Kind, als er erblindete. Der Arzt da draußen auf dem Lande versuchte dies und jenes mit ihm, aber wie gesagt, er war und blieb blind.

Er tappte schwerfällig umher, so gut er eben konnte. Er sah sich durchs Leben und nahm teil an Arbeiten, die in seinen Kräften standen. Er zog sich von allen zurück, vertraute sich in sich selbst und lebte in einer eingebildeten Wunderwelt.

Als er die Zwanzig überschritten hatte, tritt Cläre in sein Leben. Sie treffen sich draußen auf der Landstraße. Er hört ihre unbekanntenen Schritte dort draussen, wo er immer auf einem Stein zu liegen pflegt. Sie fragt ihn zufällig nach dem Weg, denn sie ist auf Ferienteile.

Cläre sieht gleich, daß der junge Mann blind ist. Sie treffen einander wie unbeabsichtigt jeden Abend. Berton sitzt auf dem Stein und horcht auf ihren Schritt. Sieht sie ihn von weitem, dann geht sie schneller er erhebt sich, um ihr entgegenzukommen.

Ihre Finger verflochten sich ineinander und sie lassen nicht eher von einander, bevor sie sich trennen müssen.

Berton erzählt niemanden von seiner neuen Bekanntschaft. Eines Abends kehrt er nicht heim.

Seine Mutter schreut die Tür nicht ab. Sie liegt wachend im Bett — lauscht, ob sie seine jugendlichen Schritte nicht hören kann. . . . Mitternacht ist vorbei. Der Morgen graut. Berton kehrt nicht heim.

Is ihm ein Unglück geschehen? Man sucht auf den Feldern, im Walde, am Fluß — vergebens.

Sein Verschwinden wird gemeldet. Damit beruhigen sich die Gemüter. Vermissten — ihn vermisten — wer sollte ihn auch vermisten?

Cläre ist älter als Berton. Vielleicht ist sie darum krankenschwerer geworden, weil die Natur sie andern Frauen gegenüber so stark benachteiligt hat. Seit ihrer Kindheit hat sie immer hören müssen, wie häßlich sie sei. Es war darum auch kein Zufall, daß sie gerade in einem Blindenheim als Pflegerin angestellt wurde — in der Lehraufsicht für Krankenpflegerinnen hat man ihr ja, als sie am Anfang hat, ein Bein gegeben.

Berton, der blinde Berton, öffnet ihr sein Herz. Sie ist der erste Mensch, dem er sich anvertrauen kann. Sie versteht seine Welt. Er ist so glücklich in dem Bewusstsein, daß sie seinen Gedankengängen folgen kann. Der Druck seiner Hand wird wärmer und feiner je länger sie sich kennen. Eines Tages — im Walde — bleibt er plötzlich stehen. Er schlingt seine Arme um Cläre. Zitternd und unglücklich glücklich lehnt sie ihre Wangen an die seine.

Die kommenden Tage bringen ihr Unruhe und Kampf. Was nun? Sie hat Berton gewonnen. Ein unendliches Glück ist ihr widerfahren — soll sie es wieder verlieren? Sie besitzt ein kleines Erbe. Daraus könnten sie beide beides leben. Sie könnte auch noch etwas dazu verdienen durch Handarbeiten. Sie will ihren Berton aber vor allem pflegen, ihn nähren und sich mit ihm an den unermeßlichen Schätzen des Geistes weiterbilden. — Ist freudig in der Verzweiflung — ein Glück — ein Leben, manns sie nicht zu stören er gemagt hätte.

Da aber kommt der Brief. Der Gedanke der Möglichkeit seiner Heilung hat sie doch selbst genügend Schritte gelehrt. Was vermag ein guter Spezialist nicht alles auszurufen? Wenn nun auch Berton leben würde? Was dann? Was wird dann aus ihr? Der Häßlichen von allen?

Er würde erstehen von ihr zurückweichen — oder sich nur aus Dankbarkeit und Mitleid gebunden fühlen? Soll sie ihr Schicksal mit dem Seinen verbinden, wie er das will und dann versuchen, ihn das Licht wiedergzugeben — oder soll sie ihn, um ihr Glück zu erhalten — im ewigen Dunkel lassen?

Sie entscheidet sich, das Schicksal selbst entscheidend zu lassen. Sie führt Berton ihrer Pflichten als Pflegerin gemäß, zu dem bedeutendsten Professor.

Tag für Tag wird Berton behandelt. Zitternd und fiebernd schläft Cläre.

Ihre Hand war immer so ruhig, schmerzlos Cläre, hat Berton den Professor gesehen. Berton erhebt sich in seinem Stuhl. Er weiß warum. . . . Von Tag zu Tag geht es Berton besser. Klares Auge aber trotzdem wie gläsernes Glas, denn sie schloß kein Kopf.

Da — eines Tages — hat sie sich entschieden — eine andere Schwester ist — und Berton — ja er geht — geht den Professor, die Frau der Schwester, das Zimmer, — die Sonne — alles — alles.

„Wo ist Cläre?“ fragt er wieder. „Ich werde sie holen“, sagt die andere. „Ich will nicht je ihr.“ sagt Berton der Schwere mit jähem veränderten Ausdruck. Er geht langsam und langsam. Jetzt nicht, weil er nicht gehen kann — nein. . . . Die Worte tragen ihn weiter — aber was sagt ihn gemindert. „Sie ist in Berlin“, sagt die Schwester zu ihm und zieht ihn hinaus. „Dort ist Cläre.“ Dort er die andere wie im Traum liegen. Er stellt die verhängene Tür des Camerads mit so viel Empfinden wie er. Er kehrt die Arme aus, geht in der Richtung, die man ihm weist. Dort liegt die Schwester und schlief. Berton — für mich denkt er — die Schwester, Cläre rief er laut, er lehnt gegen die Tür. . . . Die Schwester hat bei der Handhabung der Pflichten einen großen Fehler aus. . . . Berton ist glücklich mit dem Professor. Berton beginnt jetzt seine Schritte. . . .

wunderbare Kraft. Er steht vor Cläre, beugt sich zu der Schluchzenden herab, streicht ihr hilflos und verwirrt über das dunkle, blonde Haar, das er immer so gern betastet hatte. Es ist zu viel, es ist zu viel auf einmal, köhnt sein Herz.

„Cläre, was ist dir, mein Engel, meine Ketterin?“ „Du darfst mich nicht sehen, Berton, nicht inmitten all der Schönheit — ich — ich — bin ja so häßlich.“

Da riß er sie zu sich empor. Er schloß sie ganz fest in seine Arme, trunken von Sommerdunst und Liebe. Dicht an ihren Lippen stammelte er: „Es gibt nur einen Weg für uns beide — ich brauche deine ruhige, weiche Hand und deine schöne, liebevolle Seele — heute und in aller Zukunft.“

### 7083 Inseln

7083 Inseln bilden im Malaischen Archipel die Inselgruppe, die unter dem Namen Philippinen in der Weltgeschichte, vor allem aber in der Geschichte Asiens, eine bedeutende Rolle zu spielen beginnen. Von den 7083 Inseln, auf denen 10 Millionen Einwohner leben, tragen nur 241 einen Namen und dennoch ist diese Gruppe der meist namenlosen Inseln heute eine der schwierigsten Sorgen der Amerikaner. Die Philippinen sind nicht nur aus marineteknischen Gründen für die Vereinigten Staaten von großer Bedeutung, sie stellen auch ein so wichtiges Produktionsgebiet für den heute unentbehrlichen Gummi dar, daß Amerika ihren Verlust nur schwer verschmerzen könnte. Und doch droht ernsthaft diese Gefahr.

Die Philippinen wurden 1521 von dem großen spanischen Seefahrer Magalhães entdeckt und 1570 von den Spaniern besetzt. Zusammen mit den Marianen und Carolinen bildeten sie ein spanisches Gouvernament. Als aber der Zerfall der spanischen Kolonialherrschaft begann, als die spanischen Gouverneure sich unfähig erwiesen, die Eingeborenen zu regieren, entstanden 1794 jahrelange Kämpfe auf den größten der Inseln Mindanao und Luzon, die bis zum Jahre 1798 währten. Es war den Spaniern nicht gelungen, die Inseln friedlich zu erobern und ihre unerschöpflichen Schätze aller Art zu entdecken und auszubilden. Für 20 Millionen Dollar kauften 1898 die Amerikaner die Inselgruppe vom spanischen Staat. Es war ein wohlfeiler Kauf, denn die Inseln sind nicht nur reich an Gold, Silber, Eisen, Kupfer und



Das Frühstücken auf den Philippinen

Während man in Manila, der Hauptstadt der Philippinen, in erstklassigen Luggereaurants speist, bereiten im Innern des Landes die Ureinwohner ihren Reis noch auf die primitive Weise durch Zerreiben mit Hilfe von Holzschlegeln.

Kohlen, sie zeigen auch eine so üppige Vegetation, daß reiche Waldenwälder und kostbare Gewürzpflanzen schon ohne jede Beherrschung gedeihen. Der fruchtbare Boden ermöglicht den Anbau von Reis, Manilla-Hanf, Kokospalmen, Zuckerrohr, Mais und Tabak. Nische Flöße, freistehend aus Kotosnüssen gebildet, wie gemauerte Türme ragen die Hügel abwärts, ein Zeichen der unerhöhllichen Fruchtbarkeit des Bodens dieser Inseln. Schnell hob sich unter amerikanischer Verwaltung Wirtschaft und Verkehr. Nischenplantagen entstanden, bald waren die Philippinen eines der bedeutendsten Erzeugnisse für Kaffee, Manilla-Hanf, Tabak und Zigarren. Zucker und das Hauptprodukt den Gummi.

Heut sind die Philippinen ein Land der trübseligsten Gegenstände. In der Hauptstadt Manila stehen gewaltige vierstöckige Sandsteine, während im Innern der Inseln die Eingeborenen, die Negritos, noch nach alter Sitte auf den Säulen hausen, in die sie ihre Strohdächer gestülpt haben. Der den Luggereaurants hatten endlose Reihen von Antennentischen, während auf den armen Inseln die Häuser noch gemeinsam mit großen Holzschlegeln ihren Reis vermahlen. Ein Verkehrsprojekt regelt in Manila Hauptstraße den Auto- und elektrischen Verkehr, während die kleinsten Kinder der Negritos noch vollkommen mit Pfeil und Bogen sich auf ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Ureinwohner, die Negritos sind fast ausschließlich von der amerikanischen Kolonialmacht. Das ganze sind die Nachkommen der eingeborenen Malagen, die man hier Philippinos nennt und die zum größten Teil katholische Christen sind. Die amerikanische Entdeckung gefolgt. Sie landeten in den Beräuherten Staaten oder an der Universität in Manila. Sie haben die Bedeutung der modernen Technik erkannt, aber sie haben auch erdichtet, diese moderne Mittel der Technik und ihre eigenen, in Amerika erworbenen Wissen zur Schwärzung ihres Landes gegen die Vereinigten Staaten angewandt. Sie wissen wohl, welche Bedeutung die Philippinen für die amerikanische Wirtschaft haben. Sie wissen wohl, daß Amerika keine Nischenplantagen besitzt, daß kein Versuch, in der Regierungspolitik die Philippinen zu erschaffen, am Klima und an der Erziehung der Bevölkerung gescheitert hat. Sie wissen wohl, daß die Amerikaner alles Gummi aus britischen Ländern aus den Kolonialländern Malaga und Kolumbien noch aus Südamerika beziehen können. Sie wissen wohl, daß die Welt heute 200 Millionen Tonnen Kautschuk braucht und daß die Vereinigten Staaten davon etwa 10 Millionen produzieren. Sie wissen, daß die Philippinen ein so wichtiges Produktionsgebiet für den heute unentbehrlichen Gummi sind, daß Amerika ihren Verlust nur schwer verschmerzen könnte. Und doch droht ernsthaft diese Gefahr. Die Philippinen wurden 1521 von dem großen spanischen Seefahrer Magalhães entdeckt und 1570 von den Spaniern besetzt. Zusammen mit den Marianen und Carolinen bildeten sie ein spanisches Gouvernament. Als aber der Zerfall der spanischen Kolonialherrschaft begann, als die spanischen Gouverneure sich unfähig erwiesen, die Eingeborenen zu regieren, entstanden 1794 jahrelange Kämpfe auf den größten der Inseln Mindanao und Luzon, die bis zum Jahre 1798 währten. Es war den Spaniern nicht gelungen, die Inseln friedlich zu erobern und ihre unerschöpflichen Schätze aller Art zu entdecken und auszubilden. Für 20 Millionen Dollar kauften 1898 die Amerikaner die Inselgruppe vom spanischen Staat. Es war ein wohlfeiler Kauf, denn die Inseln sind nicht nur reich an Gold, Silber, Eisen, Kupfer und

### Flug über den Genfer See

Nicht weit von Genf, am östlichen Ufer des hier noch schmalen Sees, liegt Genf — einer jener kleinen Orte, in denen Stadt und Land sich die Hände reichen. Freundschaft, helle Willen, Gärten die Hügel hinauf, oben das Dorf. Eins der Felder leuchtet sich bis zum Ufer hinab. Dort, dicht am Wasser, steht ein Denkmal: einfacher, grauer, roh behauener Stein. Zwei Männerköpfe im Profil auf der Bronzeplatte: die Brüder Dufour. Söhne der Stadt Genf, heute in Paris anständig. Auf diesem Feld stand ihr Schuppen, hier machten sie ihre ersten Flugesuche. Und dieses Feld erreichte unter dem Jubel der Bevölkerung Armand Dufour, der als erster, in Willensstärke stehend, im selbstgebaute hölzernen Doppeldecker den Flug über den See wagte. Das war am 28. August 1910. Und ist doch denken, die damals noch das ABC lernten, kaum mehr vorstellbar, beinahe komisch.

Und heute? Im Nordwesten der Stadt Genf, zwischen sauberen Dörfern, alleingelassene Genfer Familien haben dort, hinter hohen Mauern, in weitläufigen Parks verborgen, ihre Landhäuser, nahe der französischen Grenze liegt der Flugplatz Cointrin. Schuppen ein kleines Verwaltungsgebäude, Post, Zollamt, Junktion. Keine Schuppen sind im Bau. Schön knattern die Propeller im Probelauf. Der kleine Zetter — braungelb die Flügel, schwarz und blau der Rumpf — wird uns über den See tragen.

Start und sanfter Anstieg, schon haben wir die Rhone überquert, sind über der Altstadt. Über den steilen Straßen, die zur Kathedrale hinaufführen. Über den Pariserhäusern und den anderen, verfallenden, mühsam gestützten. Das ist die Stadt Calvins, Rousseaus. Voltaire sah sie lieber von außen, hinter der französischen Grenze versteckt. Heute ist Genf die Stadt des Völkerbundes, der Kongresse, zahlloser internationaler Vereine. Die Stadt der reisenden Amerikaner, der Erholungsuchenden aus ganz Europa — auf dem Weg nach Chamoni, Montreux, Luzern, Italien. Dort unten in den Hotels am Quai und an den Uferstraßen der Rhone schlafen sie jetzt. Aber Genf, zwar noch nützlich still, ist wach. Schöne Städte schlafen nicht.

Wir folgen dem nördlichen Ufer, der „Route Suisse“, auf der die ersten Automobile das tägliche Weltkennnen zwischen Genf und Lausanne eröffnen. Coppet bleibt zurück, mit dem Schloß der Madame Stael, das malerische Non. Seine Burg, seine verwinkelten Gassen, drüben am französischen Ufer die Medebäder Thonon, Evian — jedes will ein kleines Paris sein, mit Autos, Kasino, riesigen Hotelbauten. Aber von den heimischen Schönheiten des Genfer Sees sehen wir jetzt nichts. Den unerschöpflichen Luftberg unter unseren Füßen, haben wir keine Zeit dafür. Und wieviel ist diese Großartigkeit des Genusses der Sinn des Fliegens, vor seiner prächtigen Verwertung. Wir sehen nur die schwarzgrauen Ketten aus Wald und Stein, steilragende, kegelförmige, zackige Kuppen; Savoyen. Und weit im Süden, königlich über allen Gipfeln: der Montblanc, Europas höchster Berg.

Vor uns, unter uns, liegt nun, was das Hotelfgewerbe die „Schweizer Riviera“ nennt. Montreux, Territet, hoch über ihnen Caux. Und am Ufer. Schwimmend sichtbar, Schloß Chillon. Dürren St. Gingolph, Douvres, Villeneuve. Und das Rhonetal. Und wieder Berge, nahe an den See tretend. Im Süden aber, steil, zerklüftet, die Dents du midi.

Eine große, eine herrliche Gelandschaft. Magnet für die Dollars, die Pfunde, die Franken, die Mark. Aber der Genfer See hat mehr zu bieten als eine Gelandschaft: ein Schauspiel der Natur, feierlich und heiter, von bezwingender Einfachheit und höchst kunstvoll zugleich. Um dieser seiner heimlichen, beherrschenden Schönheit willen lieben wir ihn — seine hügeligen Ufer, die Buchten und Gärten. Die Wellen, gejagt von der Brise. Die hellen, südlichen Nächte.

In Kurven auf dem Flugplatz Lausanne niedergehend, wenden wir uns zurück. Im Dunkeln der steigenden Sonne verabschiedet die Stadt Genf. Ihre Brücken, Parks, Hotels. Die Pariserhäuser und die anderen, verfallenden, mühsam gestützten. S. W. P.

### Das menschenleere Australien

Im Vorjahre konnte der Herzog von York Australiens neue Hauptstadt Canberra einweihen. Australiens Hauptstadt ist noch amerikanischer entstanden, als amerikanische Großstädte aus dem Boden zu wachsen pflegen. Es ist eine echt moderne Stadt, so modern, daß man nicht ihr natürliches Wachstum abwartete, sondern sie künstlich in ein völlig unbewohntes Gebiet hineinpflanzte. Mitten in die Steppe baute man Regierungspaläste und Wohnhäuser für die Beamten, zog man Wasserleitungen und Straßen. Das ganze machte den Eindruck einer gewaltigen transpazifischen Entwicklung, die überhaupt für Australien charakteristisch ist. Es scheint außerordentlich schwer zu sein, diesen fast noch völlig leeren Erdteil zu bevölkern. Obwohl hier noch gewaltige leere Räume für Millionen von Menschen Lebensmöglichkeiten bieten, gelingt es der englischen Regierung nicht, den Auswandererstrom in genügender Stärke nach Australien zu lenken. Leben doch heute in Australien auf einem Gebiet von fast 8 Millionen Quadratkilometern kaum 5 1/2 Millionen Menschen. Von dieser Ziffer kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sie mit den amerikanischen und europäischen Bevölkerungsziffern vergleicht. Im Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nur wenig größer sind als Australien und ohne Alaska ebenfalls 8 Millionen Quadratkilometer nicht überschreiten, leben heute nicht weniger als 110 Millionen Menschen. Und in Europa gar, das rund 10 Millionen Quadratkilometer umfaßt, leben nicht weniger als 450 Millionen Menschen, d. h. die 5 1/2 Millionen Einwohner Australiens verteilen sich auf ein Gebiet, das nicht weniger als vier Fünftel des Gebietes ausmacht, in dem in Europa 450 Millionen Menschen leben. In Australien kommt noch nicht 1 Einwohner auf den Quadratkilometer, in Europa nicht weniger als 45.

Es besteht auch für Australien keinerlei Hoffnungen, daß etwa mit Hilfe des eigenen Bevölkerungszuwachses die Besiedlung in absehbarer Zeit möglich wäre, in den letzten 5 Jahrzehnten hat sich die gesamte australische Bevölkerung um knapp 2 Millionen vermehrt. Dazu kommt, daß schon heute in Australien sich in erschreckendem Maße eine Landflucht bemerkbar macht. Die Einwohner drängen aus dem Innern des Landes aus den Dörfern und von den Siedlungen in die Städte an der Küste. Die australische Regierung hat deshalb bei der englischen Regierung die Bildung eines großen systematischen Besiedlungsplanes angefordert. Man will den gesamten Erdteil aufteilen, künstliche Dämme und Siedlungen schaffen, verbindende Straßen und Schienen bauen, um so ganzallseitig den Erdteil zu erschließen. Dieser Plan ist an sich gut, er hat nur den einen Fehler, daß er eben so gewaltig amnuiert, wie die ganze Entwicklung Australiens von Beginn der englischen Kolonisation an. Einst war Australien nicht anders als die britische Verbrechertolonie. Die englische Justiz hat Jahrzehnte hindurch die Kolonisten für Australien gesendet. Es handelte sich nicht darum, den Gefangenen zu bessern oder Sinaat und Gesellschaft vor ihm zu führen, man brauchte eben in Australien Arbeitskräfte und da man Sklaven, wenigstens offiziell nicht mehr benutzen durfte, so mußte eben die Justiz herbeibringen, um die notwendigen Arbeitskräfte für die Besiedlung des amerikanischen Kontinents zu schaffen. So besteht ein großer Teil der heutigen australischen Bevölkerung aus den Nachkommen jener Deportation verurteilter Verbrecher. Die große Hafen- und Handelsstadt Sidney war einst eine Strafkolonie, in der man die Leubener Uebelthäter am Rande des Urwaldes aussetzte.

Der große Besiedlungsplan Australiens, der auf der letzten Reichstagsversammlung der englischen Dominica eine bedeutende Rolle spielte, wird wahrscheinlich in Kürze vorliegen. Und dann werden wir erfahren, mit welchen Mitteln und Methoden man heute ganze Erdteile besiedelt. Und theoretisch wird man das Problem ihrer herrlich lösen, ab es aber gelingt, Australien zum größten Auswandererland des 20. Jahrhunderts zu machen, das ist eine Frage, die ohne weiteres nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann.